

**Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 2009**

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

***Hilarion G. Petzold* (2006v, überarb. u. wesentlich erw. 2009h):  
Mentalisierung und die Arbeit mit der „Familie im Kopf“.**

**„Integrativ-Systemische“ Entwicklungstherapie mit Familien –  
das „bio-psycho-sozial-ökologische“ Modell  
„Integrativer Humantherapie“\***

**Erschienen in: *Integrative Therapie*, 2/3(2010), 161-257.**

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitarbeiterInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

**Textarchiv H. G. Petzold et al.**

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

---

\* Aus der „**Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>) und aus dem „Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie“ (Leitung: Prof. Dr. med. Anton Leitner, Donau-Universität Krems, <mailto:Leitner@Donau-Uni.ac.at>).

Hilarion G. Petzold<sup>1\*</sup>

## „Mentalisierung“ und die Arbeit mit der „Familie im Kopf“

### „Integrativ-Systemische“ Entwicklungstherapie mit Familien – das „bio-psycho-sozial-ökologische“ Modell „Integrativer Humantherapie“

„Im familialen Enkulturations- und Sozialisationsgeschehen als komplexen Mentalisierungsprozessen muss die Substanz kultureller Leistungen und Errungenschaften, die intellektuelle, ästhetische und emotionale Kultur von Gesellschaften, Schichten, Familien weitergegeben werden, wenn sie Bestand haben sollen“ (Hilarion Petzold 1982c).

„(Psycho)therapie ist ‚begleitetes Entwicklungsgeschehen‘ in gesellschaftlichen Kontexten, sozialen Netzwerksystemen, ‚Konvois‘, in denen ständig Differenzierungs-, Integrations- und Kurationsarbeit stattfindet – ein Leben lang. Sie muss deshalb als eine *biopsychosoziale ‚Entwicklungstherapie in der Lebensspanne‘ (life span developmental therapy) mit integrativ-systemischer Ausrichtung und sozialpolitischem Engagement* verstanden und praktiziert werden“ (Petzold et al. 1991).

#### 1. „Integrativ-Systemische Therapie“ als methodenübergreifender, entwicklungspsychologisch ausgerichteter Behandlungsansatz

Die „**Integrative Therapie**“ (Petzold 2003a, Sieper et al. 2007) war als „**Verfahren**“ seit ihren Anfängen Mitte der Sechzigerjahre einer methodenübergreifenden Praxis und einem multi- bzw. transtheoretischen Ansatz der Theorienbildung verpflichtet, wie in dem Buch „Methodenintegration in der Psychotherapie“ (Petzold 1982), dem ersten Buch zu diesem Thema im deutschsprachigen Bereich, ausgeführt wurde. Sie ist überdies konsequent einer an der empirischen longitudinalen Entwicklungspsychologie ausgerichteten Arbeitsweise verpflichtet. Unter den Ansätzen des „neuen Integrationsparadigmas“ (Petzold 2002g) in der Psychotherapie ist die von uns begründete „Integrative Therapie“ der älteste und dabei der erste Ansatz mit einer „**multitheoretischen**“ Ausrichtung (*idem* 1974j). Multitheoretische Modelle gewinnen heute eine immer größere Bedeutung (Brooks-Harris 2008; Good, Beitman 2006;

---

<sup>1\*</sup> Aus der „**Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit**“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen mailto: forschung.eag@t-online.de, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.IntegrativeTherapie.de>) und dem „**Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie**“ (Leitung: Prof. Dr. med. Anton Leitner, Krems, mailto:Leitner@Donau-Uni.ac.at), Master of Science Lehrgang „Supervision“ (wissenschaftl. Leitung: Univ.-Prof. Dr. H. G. Petzold), **Donau-Universität Krems**. Der Arbeit liegt eine frühere Version mit der Sigle 2006v zugrunde. Dieser gänzlich überarbeitete und erweiterte Text hat die Sigle 2009h.

Norcross, Goldfried 2005; Prochaska, DiClemente 2005; Wampold 2001) – auch im familientherapeutischen Bereich etwa durch die Arbeiten von Richard C. Schwartz (1995<sup>2</sup>; Schwartz, Junek 2008).

In ihren Anfängen hat die „Integrative Therapie“ probate „**Konzepte**“ und „**Methoden**“ im Felde der Psychotherapie auf gemeinsame und unterschiedliche Annahmen und Praxen untersucht, auf „**common and divergent concepts**“ (Petzold 1971f, 1992g/2003a). Diesen methodischen Ansatz hatten wir in unserer großen Studie zur vergleichenden Psychotherapie „Wege zum Menschen“ (Petzold, Pongratz 1984; Petzold 1984a) weiter ausgebaut und später dann auch auf „**common and divergent factors**“, also auf unterschiedliche oder übereinstimmende Wirkfaktoren ausgedehnt. Wir arbeiteten „14 Heilfaktoren“ heraus (*idem* 1993p/2003a) und nahmen dabei folgende Therapieansätze bei unseren Explorationen in den Blick:

Morenos netzwerk- und rollentheoretisch fundiertes „Psychodrama“, die multimedische „psychiatrische Psychotherapie“ von Pierre Janet und Ferenczis psychodynamische Praxis „aktiver Analyse“, weiterhin körper- und bewegungsorientierte Therapieansätze aus der systemischen, neuro- und psychomotorischen Tradition (N. Bernštejn, J. Buytendijk, H. Wallon, vgl. Petzold 2005m), die erlebnisaktivierende, neoreichianische Körpertherapie und die „Gestalttherapie“ von F. Perls, L. Perls, P. Goodman, schließlich behaviorale Ansätze und Methoden (wie die von F. Kanfer, V. Meyer) und die systemische und wachstumsorientierte Familientherapie (V. Satir, A. Starr).

All diese Ansätze wurden von uns über die Jahre gesichtet, erprobt und dabei als Komponenten oder „Teilsysteme“ eines übergeordneten theoretischen und praxeologischen „**Systems Humantherapie**“ angesehen, in dem die Domäne „Psychotherapie“ natürlich sehr wichtig ist. In der Analyse ihrer Theorieannahmen und Praxeologien wurden uns die theoretische und methodisch-praktische Leistungsfähigkeit der einzelnen Ansätze, ihre Geltungsmöglichkeiten und ihre Reichweite, d.h. aber auch ihre jeweiligen Grenzen deutlich. Wir standen damit als Forscher und Kliniker vor einer in theoretischer und methodologischer/praxeologischer Hinsicht höchst komplexen Integrationsaufgabe. Dabei konnten wir feststellen, dass es in praktischen Kombinationen immer wieder zu einer *Synergie* der verschiedenen Einflüsse kam, in der sich komplexer „Sinn“ (ggf. Sinne<sup>3</sup>) erschloss, stimmige Erklärungen und sichtbare, empirisch fassbare Wirkungen „emergierten“ (Luhmann 1971; Petzold 1974k), Erfahrungen, die wir nach und nach aus „mehrperspektivischem Blick“ systema-

<sup>2</sup> Auch wenn Schwarz, seine Originalität betonend, seine vielfältigen Bezugnahmen durch m.E. unnötige Abgrenzungen etwas verdeckt..

<sup>3</sup> In der integrativen Epistemologie gehen wir davon aus, dass es vielfältige Sinnmöglichkeiten gibt, also nicht „den“ Sinn. Deshalb sprechen wir auch immer wieder mit einem irregulären Plural von „Sinne“ = Sinnmöglichkeiten, gekennzeichnet durch eine Sonderschreibung (Petzold 2001k). Im Russischen ist ein regulärer Plural des Nomens Sinn, смысл, möglich.

tisierten, hermeneutisch-metahermeneutisch durchdringen konnten und zu einer differenzierten „Theorie und Praxeologie der Integration“ auszuarbeiten vermochten (*idem* 1994a; 2003a, 2007q; *Sieper* 2006). Für die so entstandene Praxis wurden in komplexen Studien einer differentiellen Psychotherapieforschung (*Steffan, Petzold* 2001) gute Effektstärken nachgewiesen (*Petzold, Hass et al.* 2000; *Steffan* 2002; *Leitner* 2010). Mit einem solchen „systemischen“ Verständnis von „**Theoriesystemen und Praxeologiesystemen in Interaktion**“ konnte für das „**Verfahren**“ der **Integrativen Therapie** der Boden einer **integrativen Therapietheorie und Praxeologie** gewonnen werden, die von uns als „**Systemisch-Integrative**“ oder auch als „**Integrativ-Systemische**“ **Therapie** bezeichnet wurden. Die beiden Formulierungen weisen auf unterschiedliche Akzentuierungen und Zugeweisen hin, die beide ihre Berechtigung haben und sich in einer metahermeneutischen oder hyperdialektischen Perspektive (sensu *Merleau-Ponty*, vgl. *Taminiaux* 1987; *Petzold* 1998a/2007a) ergänzen: systemische Synergieeffekte konstituieren Integrationen, aber systematische Integrationsbemühungen konstituieren auch Systeme. Auf einer *inhaltlichen Ebene* müssen die funktionellen Abläufe in **Humansystemen**, z.B. *perzipierte* und neuronal *prozessierte* Wahrnehmungen und Reaktionen auf das Wahrgenommene in *perception-processing-action cycles* (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994) stets „durch die Sprache“ hindurchgehen. Nur so kann symbolsprachlich fassbarer *Sinn* emergieren, der kommunizierbar und konkret fassbar wird (*Petzold, Orth* 2005a; *Richier* 1986), wie die laborierte integrative Theorie der Sprache und des Erzählens mit Bezug auf *W. von Humboldt, Bakhtin, Wittgenstein, Ricœur* et al. aufgezeigt hat (*Petzold, Orth* 1985; *Petzold* 2003g, 2010f). Immer wieder kann ein Wechsel von „Sprachspielen“ (*Wittgenstein*) notwendig werden, etwa um eine „Passung“ mit der Sprach- und Denkwelt eines Patienten zu erreichen, damit man aus dem gemeinsamen „*Wahrnehmen*“ zu einem miteinander „*Erfassen*“ von erlebter Wirklichkeit gelangen kann und es durch **Ko-respondenzen** zu einer gemeinsamen Versprachlichung, zu einem konsistenten „*Verstehen* und *Erklären*“ kommt, die einen fundierten **Konsens**, klare **Konzepte** und zielführende **Kooperationen** möglich machen. Eine solche „sozialkonstruktivistische“ Sicht verbindet einen modernen systemischen Ansatz mit einer aktuellen, sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (*Petzold* 1991a/2003a, Bd. I), was durchaus mit Entwicklungen im Felde der systemischen Therapie einhergeht. Mit dem Aufkommen der narrativen Richtungen (*White* 2007; *Freeman et al.* 2006) und einer gewissen Rezeption von Aspekten der Philosophie *Derridas* (*de Shazer* 2006) und *Bakhtins* (*Rober* 2005a,b) hat nämlich eine Öffnung der traditionellen Orientierungen in der systemischen Therapie in Richtung sprachphilosophischer und hermeneutischer Konzepte stattgefunden – von einem Paradigmenwechsel (*Paré* 1995) kann man wohl noch nicht sprechen, aber die Vielfalt hat zugenommen. Und das war notwendig, denn *Wolfgang Welsch* hat zweifelsohne Recht, wenn er feststellt: „... die eindringliche Analyse eines Paradigmas [vermag] auf Stellen zu führen, wo der Entscheidungs- und Optionscharakter des Paradigmas offenkundig wird und

wo es sinnvoll erscheinen kann, zu einem anderen Paradigma überzugehen“ (Welsch 1996, 688f). Niklas Luhmann kam in „Beobachtungen der Moderne“ zu einer ähnlichen Konklusion (Luhmann 1992,19), und er selbst ging zuweilen zu einem anderen Sprachspiel, etwa dem dramatischen der Sozialpsychologie, wenn er von „Mitgliedsrollen“ sprach (Luhmann 1964, 40; 1975, 39ff). Zuweilen wird es nämlich notwendig, dass das systemische Sprachspiel Luhmannscher Abstraktionen *narrativ rekonkretisiert* und *rehistorisiert* wird und so in einer gemeinschaftlichen Hermeneutik für die Lebenspraxis der PatientInnen, KlientInnen, KundInnen real und umsetzungskonkret werden kann.

In unserer Integrationsarbeit der Verbindung/Vernetzung unterschiedlicher Therapierichtungen haben wir „**Verfahren**“ definiert als in Metatheorie, klinischer Theorie, Praxeologie und Praxis vollumfänglich entwickelte und ausgearbeitete Therapieansätze (wie z.B. Verhaltenstherapie, Psychoanalyse, Systemische Therapie, Klientenzentrierte Gesprächstherapie). Wir haben sie von „**Methoden**“ unterschieden wie etwa Imaginationsansätzen (R. Desoille, H. Leuner), psychodramatischem Rollenspiel (J. L. Moreno, A. Schützenberger), Gestaltmethoden (F. Perls, E. Polster), deren Theoriediskurs noch nicht so elaboriert schien (Petzold 1993h), als dass man von Verfahren hätte sprechen können. Aus den **Verfahren** wollten wir nützliche, bereichernde, kompatible Theoriekonzepte entlehnen und bei den **Methoden** kompatible, praxeologisch probate, evidenzbasiert-wirkungsvolle Interventionen, Techniken, Modalitäten in den integrativen Rahmen mit seinem eigenständigen Theoriefundus und seiner originellen Praxeologie (Orth, Petzold 1994) übernehmen, um diese Materialien den vielfältigen Methoden, Techniken, Arbeitsformen mit „kreativen Medien“, die wir entwickelt hatten (Petzold, Orth 1985a, 1990a; Petzold, Sieper 1993a), in kohärenter Weise hinzuzufügen. Bei dieser systematischen Differenzierungs-, Adaptierungs- und Integrationsarbeit wurden dann auch Schwächen und Probleme in den theoretischen Grundannahmen und in den Praktiken dieser Ansätze erkennbar und deshalb ausgesondert oder korrigiert oder verbessert und ersetzt, so dass eine konsistente „Einpassung“ der konzeptuellen und methodischen Elemente, die als „anschlussfähig“ identifiziert werden konnten, in den integrativ-systemischen Rahmen möglich wurde. Eine polypragmatische methodologische Beliebigkeit oder bloßer naiver Eklektizismus konnte so vermieden werden. Das war durch die Entwicklung einer spezifischen elaborierten „Integrationstheorie“ möglich geworden (Petzold 1982, 2003a, 2007q; zusammenfassend Sieper 2006). So verwandten wir dramatherapeutische Ansätze als „Integrative Dramatherapie“ im Sinne einer „Methode“ (Petzold 1981i, 1982a), oder die „Integrative Gestalttherapie“ als methodische Adaptierung von Ansätzen der Perls. Die „Integrative Leib- und Bewegungstherapie“ war eine eigene, originelle Methodenentwicklung (Petzold 1974j, 1988n; Waibel, Jakob-Krieger 2009), genauso wie die „Integrative Kinder-, Familien- und Netzwerktherapie“ als systemisch-integrative Methode (Hass, Petzold 1999; Petzold 1995a, b). Gleichzeitig wurde durch systematischen Theorie- und Methodenver-

gleich versucht, die verschiedenen großen Therapierichtungen als differentielle „Wege zum Menschen“ auf „**common and divergent concepts**“ hin zu untersuchen, zu erfassen und zu verstehen (*idem* 1994g), wie es das große Forschungsprojekt zur vergleichenden Psychotherapieforschung von *Petzold* und *Pongratz* unternommen hatte (*Petzold* 1984a). Es wurden dabei vier große konzeptuelle Strategien als „Vier Wege der Heilung und Förderung“ (*idem* 1988n; *Petzold, Orth, Sieper* 2006) herausgearbeitet, und damit wurde die Suche nach „**common factors**“ (*Rosenzweig* 1934; *Garfield* 1973), nach gemeinsamen Wirkfaktoren in den verschiedenen Therapierichtungen ergänzt. Im Integrativen Ansatz haben wir nämlich nach „**common and divergent factors**“ gesucht (*Petzold* 1971f) und schließlich 14 Heilfaktoren herausgearbeitet (*idem* 1993m, 2003a) und mit diesen beiden Strategien „Theorieforschung und Praxisforschung“ in der Psychotherapie zum „**neuen Integrationsparadigma**“, so der von *Petzold* eingeführte Term (*idem* 1971f, 1992g, 1994g), beigetragen. Wir sahen in diesem Unterfangen, dass die **Theorie-Praxis-Systeme** der „Verhaltenstherapie, der Psychoanalyse und z.B. der Gestalttherapie“ (letztere als Methode aus dem sogenannten „humanistischen“ Ansatz) einen konzeptuellen und praxeologischen „**Systemverbund**“ bilden konnten (*Petzold* 1974j, 304, Diagramm III, Fettdruck im Original), der **biologische, psychologische** und **soziale** Dimensionen einbezogen hatte. Seine Strategien wurden durch ein „**Synopse- und Synergieprinzip**“ (*ibid.*) zusammengebunden, und es entstand eine

„**INTEGRATIVE THERAPIE** mit multimodalem Vorgehen, systemtheoretischer Sicht, biographischer, aktueller und prospektiver Kontext[betrachtung, s.c.], komplexem Lernen und integrativer Regulierung“ (*Petzold* 1974j, 1979; 3. Auflage, Diagramm III, Versalien im Original, 304).

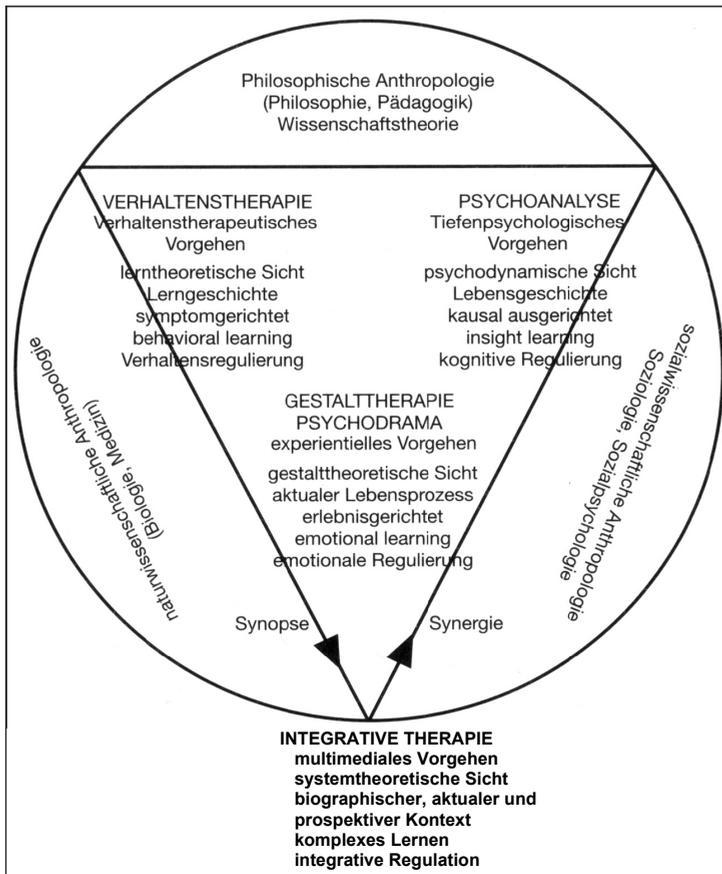
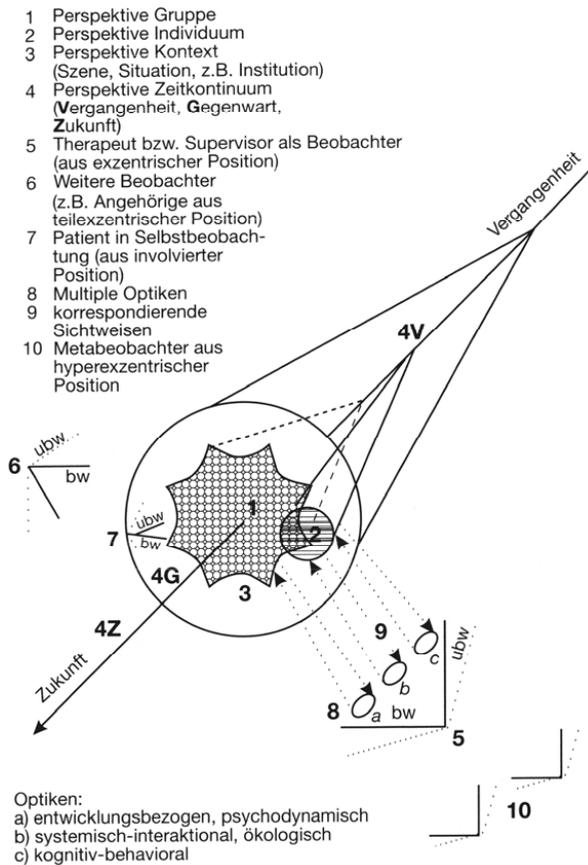


Abb. 1: „Systemverbund durch Synopse und Synergie“ (Petzold 1974j, 302, Diagramm III).

Diese frühe Sicht, Theorien und Praxeologien als „Systeme“ aufzufassen, die durch spezifische „Integratoren“ (idem 1993n, 2003a) Integrierbares „konnectivierten“ und Nichtintegrierbares „aussortierten“, wurde in der Weiterentwicklung des Integrativen Ansatzes immer weiter fundiert (Sieper 2006; Petzold 1994a, 1998a/2007a), so dass ein übergeordneter, „**integrativer Ansatz biopsychosozialökologischer Humantherapie**“ entstand (idem 2001a), der in seiner *multi-, inter- und transtheoretischen* Fundierung und „*Mehrperspektivität*“ (idem 1990o) auf verschiedene, differenziell und theoriekompetent einsetzbare „Optiken“ (psychodynamisch, systemisch, kognitiv-behavioral)<sup>4</sup> zurückgreifen kann, wie an nachstehender Abb. 2 aus unserem Ansatz „Integrativer Supervision“ deutlich wird.

<sup>4</sup> Petzold 2003a, 966, Abb. 3, vgl. Gebhardt, Petzold 2005; Jakob-Krieger, Petzold et al. 2005.



**Abb. 2:** Modell der Mehrperspektivität in der Integrativen Supervision für die Arbeit mit multiplen, iterativen theoretischen Optiken (aus *Petzold 1990o/1998a*)

Mit einer solchen integrativ-systemischen Ausrichtung des „mehrperspektivischen Blicks“ auf Personen/Individuen in ihren somatischen und psychischen Dimensionen, auf Polyaden (Gruppen, Familien, soziale Netzwerke), können die Engführungen und der implizite Dualismus einer alleinig auf das „Psychische“ zentrierten, **psycho**-therapeutischen Orientierung überwunden werden, durch den Einbezug der „Leiblichkeit“ und **somato**-therapeutischer Perspektiven<sup>5</sup>, sowie des „Sozialen“ mit **sozio**-therapeutischen Perspektiven und Praxen der Kulturarbeit<sup>6</sup>, und schließlich durch die Berücksichtigung des „Ökologischen“ durch **ökopsychosomatische** Kon-

<sup>5</sup> *Petzold 1974j, 1985g, 1988n, 2009c; Leimer, Sieper 2008; Waibel, Jakob-Krieger 2009*

<sup>6</sup> *Soziotherapie: Petzold 1974b, 1997c, 2009d; Petzold, Sieper 2008; Petzold, Schay, Scheiblich 2006; Kulturarbeit: Petzold, Orth-Petzold 2009; Petzold, Orth 2004b.*

zepte und **ökologische** Interventionen<sup>7</sup> in Mikro- und Mesobereichen (z.B. Wohn-gemeinschafts- oder Stadtteilarbeit, *Petzold, Vormann* 1980; *Petzold, Zander* 1985). Wir haben das wie folgt begründet:

»Wir vertreten in der Theorieentwicklung und in der Praxeologie, der Theorie über Praxis, die Position einer „**Metahermeneutik**“, die sich der methodischen Ansätze *transdisziplinärer Diskursivität* und *multitheoretischen Konnektivierens* bedient, wie man sie z.B. bei *M. Merleau-Ponty, M. Foucault, H. Plessner, H. Schmitz, N. Luhmann* findet, und die damit die Chance zu *transstheoretischer Emergenz* gewinnt:

„Die Möglichkeit, unbestrittene Sachverhalte mit variierenden Theoriekonzepten, mit anderen Unterscheidungen anders zu beschreiben, ... gerade diese Methode, die allerdings ein erhebliches Maß theorie-technischen Wissens voraussetzen würde, könnte aber für unser Thema die ergiebigere sein“ (*Luhmann* 1992, 19).

Das ist ein Ansatz und eine Maxime, der wir zu folgen versuchen, und hier liegt der „Universalanspruch der Hermeneutik“ (*Habermas* 1980) als eine Hermeneutik begründet, die sich selbst übersteigt; das gilt auch in epistemologischer Hinsicht, wenn wir mit einem systematischen, d.h. *metahermeneutisch* reflektierten (*Petzold* 1994a), „epistemologischen Pluralismus“ (*Turkle, Papert* 1992) arbeiten, wobei die *Metahermeneutik* (*Petzold* 1991a, 153 ff, 1994a, 1998a) die „*Leitepistemologie*“ ist, die sich mehrerer „*Referenzepistemologien*“ bedienen kann. Dabei wird zugleich die Frage der *Legitimierung* in der Metahermeneutik mitbedacht, die ja in besonderem Maße *Erkenntnisarbeit als „Kulturarbeit“* (*Petzold, Orth, Sieper* 1999, 39ff) betreibt und zur „*gesamtgesellschaftlichen Arbeit der Moderne, sich selbst zu verstehen, sich zu interpretieren und sich damit vernunftgeleitet zu gestalten*“ (*ibid.*, 34), beitragen muss. Ihre erkenntnisschaffende Arbeit muss in „*engagierte Praxis*“ führen, eine *essentielle Bedeutung* für das „gute Leben“ von Menschen und den Erhalt und die Pflege von Lebensräumen gewinnen« (*Petzold, Ebert, Sieper* 2001).

Für Therapie haben wir im Integrativen Ansatz folgende Dimensionen bzw. Ausrichtungen differenziert:

1. eine klinische Orientierung,
2. eine gesundheitsfördernde,
3. eine persönlichkeitsbildende und
4. die der „Kulturarbeit“.

Wir sehen alle vier als wesentlich an (*Petzold* 2001a, 31; *Petzold, Orth-Petzold* 2009). Kulturarbeit, dieses im Bereich der Psychotherapie von *Freud* propagierte Konzept<sup>8</sup>, haben wir in kritischer Auseinandersetzung mit seinem Ansatz<sup>9</sup> erweitert, etwa um

<sup>7</sup> *Leitner, Sieper* (2008); *Petzold, Orth, Orth-Petzold* 2009; *Petzold* 2006p.

<sup>8</sup> „Wo Es war, soll Ich werden. Es ist Kulturarbeit, etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee“ (*Freud* GW 1933a). Die Idee der Kulturarbeit findet sich natürlich schon bei *Nietzsche*, von dem *Freud* so manche Idee „entlehnt“ hat (*Gasser* 1997).

<sup>9</sup> *Leitner, Petzold* 2009; *Petzold, Petzold-Orth* 2009; *Sieper, Orth, Petzold* 2009

die permanente sozialpolitische Reflexion therapeutischen Handelns und das Postulat aktiv-konkreten Eintretens für „humane gesellschaftliche Lebensverhältnisse“ von Seiten der TherapeutInnen, der helfenden Berufe und ihrer „professional communities“<sup>10</sup>. Gerade in der Arbeit mit Familien, ihren Netzwerken und Konvois – und jeder Mensch als Personensystem steht unabdingbar und permanent in solchen Zusammenhängen – werden wir in den Basisbereichen des „**Systems Gesellschaft**“ tätig und müssen die familien-, sozial- und gesundheitspolitische Situation im Auge haben, ja in diesen Bereichen engagiert und kreativ aktiv sein. Deshalb haben wir seit 1972, dem Gründungsjahr des „Fritz Perls Instituts“ (FPI), und seit 1982 an der von uns gegründeten „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“ (EAG, vgl. *Petzold, Sieper* 1993a; *Sieper et al.* 2007) das „**soziale Engagement**“ als viertes Richtziel der von uns angebotenen Ausbildungen vertreten<sup>11</sup> und neben anderen Ansätzen wie der Kreativ-, Leib- und Bewegungstherapie eine **biopsychosozialökologische integrativ-systemische Perspektive** in Theorie und Praxis entwickelt und angewandt (*idem* 1974j, 2001a). In ihr wird der Mensch als ein „sich selbst steuerndes System gesehen, das in der Interaktion mit den umliegenden Systemen seine Identität gewinnt“, wie es *Petzold* (1974j, 296) mit Bezug auf die *soziologische Systemtheorie* von *Luhmann* (sein Buch „Zweckbegriff und Systemrationalität“ lasen wir 1968, dem Erscheinungsjahr). Im Hintergrund standen die großen Systemiker der physiologischen und *neuropsychologischen* „Russischen Schule“<sup>12</sup>, die wir im Studium in Paris an der russischen Hochschule seit Mitte der Sechzigerjahre rezipierten (*Sieper, Petzold* 2002; *Petzold, Sieper* 2005; *Petzold, Michailowa* 2008). Das systemische Paradigma ist ja keineswegs mit dem abgedeckt bzw. ausgeschöpft, was im Rahmen der westlichen „systemischen (Familien)therapie“ an Systemansätzen beigezogen wird. Die Russische Schule mit *P.K. Anokhin*, *N.L. Bernštejn*, *A.R. Lurija*, *A.A. Ukhtomskij*, *L.S. Vygotskij* u.a. hat den Systembegriff und das Systemkonzept in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts schon ausgiebig verwandt und differenziert systemisch konzeptualisiert. *P.K. Anokhin* entdeckte 1934 das Prinzip des Feedbacks, entwickelte das Konzept „funktioneller Systeme“, *A.A. Ukhtomskij* formulierte das Konzept der „Dominante“ und modellierte die erste nichtlineare Systemtheorie, *L.S. Vygotskij* entwarf ein systemisches Modell des Individuums-Gesellschafts-Bezugs, *A.R. Lurija* begründete die Neuropsychologie mit der Erarbeitung eines systemischen Gehirnmodells, *N.A. Bernštejn* entwickelte eine systemische, neuromotorische Bewegungsphysiologie, die eine der Grundlagen Integrativer Bewegungstherapie wurde (*Petzold* 2005m; *Waibel, Jacob-Krieger* 2009).

In den Achtziger- und Neunzigerjahren kamen Impulse aus den nichtlinearen dy-

<sup>10</sup> *E. Leitner, Petzold* 2005; *Petzold* 2008b, *Petzold, Petzold-Orth* 2008

<sup>11</sup> Neben 1. der Förderung der personalen Kompetenz und Performanz, 2. der sozialen und 3. der professionellen Kompetenz und Performanz (*Petzold, Sieper* 1972a; *Petzold, Schay, Scheiblich* 2006, 595)

<sup>12</sup> *Lurija* 1992; *Bernštejn* 1969; *Anochin* 1967; *Vygotskij* 1992; vgl. *Petzold, Michailowa* 2008

namischen Systemtheorien durch die Arbeiten von *Scott Kelso* (1996), *Esther Thelen* (1994) – entwicklungsorientierte ForscherInnen – im Integrativen Ansatz zum Tragen, die die höchst modernen systemischen Modelle von *J.J. Gibson*, von *I. Prigogine*, *H. Haken*, *G. Edelman* aufgenommen hatten, um Sensorik und Motorik, Wahrnehmung und Handlung, „*cognition and action in developmental processes*“ zu verstehen. Auf dieser Basis wurde an *Petzolds* Abteilung an der FU Amsterdam Forschung und Behandlung von Säuglingen und Kleinkindern mit ihren „caregivern“ – im sozialökologisch-systemischen Kontext also<sup>13</sup> – durchgeführt, aber auch mit Kindern und ihren Familien (*Petzold* 1995a, b) und erwachsenen psychiatrischen PatientInnen sowie mit alten Menschen und ihren Netzwerken (*Petzold* 1979k, 1994e, 2005a). Entwicklungspsychobiologie und Therapie in komplexen sozioökologischen Systemen *sinngeleitet* zu verbinden, das war und ist das Paradigma des „**Integrativ-Systemischen Ansatzes**“, denn Sinn wird ko-respondierend in systemischen Zusammenhängen generiert, wie *Luhmann* (1971) ausführte – wir haben das für den therapeutischen Kontext durch intersubjektivitäts- und sprachtheoretische Perspektiven ergänzt (*Petzold* 1978c, 2010f; *Petzold, Orth* 2005a).

Schon Ende der Sechzigerjahre haben wir mit Familien gearbeitet (*Petzold* 1969b/1988n), eine Technik der „Familienskulpturen“ und „Aufstellung“ entwickelt (*ibid.*, 464, 468) – ursprünglich eine *Morenosche* „Warm-Up-Technik“.

*Hellinger* hatte das „Familienstellen“ bei mir als eine psychodramatische Moreno-Technik als Teilnehmer an meiner Psychodrama-Gestaltausbildungsgruppe 1970 in Wien kennen gelernt und diesen Ansatz in seiner spezifischen Weise ausgebaut, deren Ausrichtung wir wegen seiner überdeutenden und direktiven Ausrichtungen und seiner für uns fragwürdigen Hintergrundsideologien nicht teilen.

Aufgrund unserer kindertherapeutischen Praxis und Elternarbeit (*Petzold* 1972e, 1973f) und Kontakten zu *Viginia Satir* luden wir sie 1974 an unser Institut (FPI) ein, wo sie 1974 ihre ersten Seminare in Deutschland durchführte. Von *Maria Bosch*, die an unserem Institut einige Jahre mitarbeitete, von *Hilarion Petzold* und der bei mir ausgebildeten Kollegin und dann als Lehrtherapeutin mitarbeitenden Familienpsychologin *Kristine Schneider* wurden dann erste systemisch-wachstumsorientierte Familientherapieweiterbildungen aufgebaut, an denen zeitweilig auch *Martin Kirschenbaum* mitwirkte. *Kristine Schneider* gab dann 1983 in meiner Buchreihe „Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften“ im Junfermann Verlag eine erste Übersichtspublikation zur Familientherapie heraus: „Familientherapie in der Sicht psychotherapeutischer Schulen“. Aus den an unserem Institut durchgeführten familientherapeutischen Weiterbildungen wurde eine auf Kinder, Jugendliche und Angehörige zentrierte „Kinder- und Jugendlichen-Therapieausbildung“ entwickelt, die nunmehr seit dreißig Jahren durchgeführt wird und an der Abteilung „Familienakade-

<sup>13</sup> Z.B. von *B. Hopkins*, *H. Papoušek* et al., vgl. *Petzold* 1994j; *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994.

mie“ unserer „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“ angesiedelt ist (Petzold 2006q). Sie hatte immer eine systemische und entwicklungspsychobiologische Ausrichtung (Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1995; Petzold, Ramin 1987; Petzold, Müller 2004).

Es ist aus unserer Sicht einfach nicht möglich, kinder- und jugendlichtherapeutische Arbeit zu leisten, ohne einen systemischen Ansatz zu praktizieren, aber es ist genauso wenig möglich, nur traditionell systemisch zu arbeiten, ohne konsistenten Bezug auf einen in der empirischen longitudinalen Entwicklungspsychologie und developmental neurobiology gegründeten Ansatz.

Als Ordinarius für Psychologie mit den Schwerpunktfächern Psychomotorik/Neuromotorik und klinische Bewegungstherapie „in der Lebensspanne“, waren die biologischen Systemtheorien (Bernštejn 1967; Kelso 1995; Kelso, Clark 1992) Forschungsschwerpunkt meiner Abteilung. In unserer Baby- und Kleinkindtherapie (Petzold 1993c, 1994j), aber auch in den Schwerpunktbildungen für die Therapie mit gerontopsychiatrisch erkrankten, alten Menschen und ihren Netzwerken, sowie in der Behandlung suchtkranker Jugendlicher und ihrer „Konvois“ (Netzwerke in der Zeit, Hass, Petzold 1999), waren wir immer gezwungen, die Familiensysteme einzubeziehen. Modelle „systemischer Entwicklungspsychologie“ waren durch den Kontakt mit den Arbeiten von Forscherinnen dieser Orientierung (Thelen, Smith 1994; Nelson 1994, 2010), die leider bislang in der deutschsprachigen systemischen Therapie wenig beachtet wurden, für unsere Praxis äußerst fruchtbar. So wurde über die Jahre ein reicher Erfahrungsschatz in der „intergenerationalen Familien- und Netzwerktherapie“ auf entwicklungspsychologischer und systemischer Grundlage geschaffen, mit Vertiefungsbereichen in der Traumatherapie mit traumatisierten Familien (vgl. Petzold, Josić, Ehrhardt 2006) oder mit Familien, die von einem schweren Schicksalsschlag (lat. *fatum*) betroffen wurden. In Fatum-Familien (Petzold, v. Schlippe 1990) erkrankt z.B. ein Familienmitglied schwer an Krebs, einer Demenz, einer HIV-Infektion, wird süchtig oder deviant – ein schwerer Schlag für alle Beteiligten. Unsere Erfahrungen in diesen Bereichen fanden in einer spezifischen Theorienbildung und Praxeologie mit einem eigenständigen Repertoire an Methoden, Behandlungstechniken und kreativen Medien Niederschlag. Außerdem wurde ein *systemisch-integrativ* ausgerichteter Supervisionsansatz, die „integrative Supervision“ (Petzold 1998a/2007a) entwickelt, der gleichfalls seit über dreißig Jahren in vielen europäischen Ländern auf Master-Niveau gelehrt wird.

Es ist in der Integrativen Therapie deshalb nie zu einer „systemischen Wende“ gekommen, wie man sie bei F. Kanfer (1989, 1997) oder bei P. Fürstenau (1992) annehmen kann, weil das systemische Paradigma stets ein bedeutsames Moment im Integrativen Ansatz war und bis heute ist. Die „kopernikanische Revolution in der Psychotherapie“ (Gunthern 1980), so bedeutend für das psychotherapeutische „Feld“ insge-

samt, traf auf unterschiedlich vorbereitete und vorinformierte Gruppierungen, wie das erwähnte Buch von *Kristine Schneider* (1983) und das ebenso in der von mir betreuten Reihe erschienene Buch von *Arist von Schlippe*, gleichfalls in den Siebziger-Jahren an unserem Institut in Integrativer Therapie ausgebildet, zeigt: „Familientherapie im Überblick“ (*von Schlippe* 1984 – es konnte 2010 in die 12. Auflage gehen).

### 1.1 Das „biopsychosozialökologische Modell“ des „Integrativ-Systemischen Ansatzes“

Der „**Integrativ-Systemische Ansatz**“ hat im Rahmen des „**Integrativen Verfahrens**“ insgesamt Leitkonzepte generiert, etwa die Annahme, dass sich die Menschen in „**Polyladen**“, d.h. als Gruppenwesen in sozialen Systemen in der „Hominisation“ entwickelt und Sprache in „**Polylogen**“ hervorgebracht haben (*idem* 2002c, 2005t, 2010f), womit ein modernes evolutionstheoretisch begründetes **Triplex-Modell** konzipiert werden konnte: das „**biopsychosoziale Paradigma**“ (**BPS-Modell**, *idem* 2001a, 3ff, so schon 1974j, vgl. Abbildung 1), das sich zugleich als ein „**sozialökologischer**“ **Systemansatz** und als ein **Entwicklungsmodell** verstand und damit zu einem **biopsychosozialökologischen Modell** (**BPSÖ-Modell**) erweitert wurde (*idem* 2008m; *Osten* 2009; *Oyama* 1985/2000). Es wurde zu einer wesentlichen Grundlage des Integrativen Ansatzes, ist also ein integraler Teil des Verfahrens und hat sich für die Arbeit mit Familien, zudem noch als Methode praxeologisch entwickelt. Im **BPS-Modell** zentrierten wir seit den Siebzigerjahren mit der Dimension des **biologischen Organismus** auf eine „körperorientierte“, nonverbale Kommunikation betonende Sensorik und Motorik einbeziehende Behandlungsmethodik. Die Dimension der **psychologischen Prozesse** zentrierte auf emotionale, motivationale und volitionale Probleme, und die Dimension der **sozialen Realität** führte zur Fokussierung auf die Arbeit in realen und mentalen Netzwerkstrukturen und im jeweiligen „sozioökologischen Kontext/Kontinuum“, vorwiegend mit seinen Mikrokontexten wie Netzwerken und Konvois. Das brachte die konkreten **ökologischen Umwelten** in der praktischen Familienarbeit vor Ort in den Blick, die immer auch mikroökologische Interventionen notwendig machten. Über die Jahre haben wir deshalb dieses Triplex-Modell erweitert, bzw. erweitern müssen zu einem „erweiterten **BPS-Modell**“. Wir sprechen deshalb seit den Neunzigerjahren auch von einem „**biopsychosozialökologischen Modell**“ (**BPSÖ**) (*Petzold* 2003e, 2005r; *Petzold van Beek, van der Hoek* 1994).

Das **biopsychosoziale Modell** ist aus folgenden Gründen als „erweitert“ bezeichnet worden:

1. weil zur Dimension des „**Bio**“ (des Organismischen, Neurobiologischen) jetzt das „**Öko**“, die Mikro- und Mesoökologie, gerechnet wird (Wohnung, Quartier, Landschaft, Slum, Abbruchhaus, Heim etc., aber natürlich auch Makroökologien), denn wir wissen aus der ökologischen Psychologie und Psychophysiologie, wie nachhaltig diese Ökologien die körperliche Gesundheit, das Krankheitsgeschehen und das Ge-

sambefinden des Menschen beeinflussen (Deichgräber 2007; Nakamura 2008; Petzold, Orth 1988; Petzold 2002r, 2006p; Petzold, Müller et al. 2005), weshalb wir das Konzept der „Ökopsychosomatik“ entwickelt haben (Petzold 2002r, 2006j, p; Leitner, Sieper 2008). Überdies kommt als Erweiterung noch die evolutionstheoretische Perspektive zum „**Bio**“ hinzu, denn es wird zunehmend erkennbar, wie stark wir von unserer Phylogenese, dem Erbe der Hominisation bestimmt sind (Petzold 1986h, 2006j, 2008m; Osten 2009).

2. Zum „**Psycho**“ kommen neben dem Emotionalen, Motivationalen und Volitionalen (Petzold 1995g, Petzold, Sieper 2008) erweiternd die Bereiche des „Sinnes“ (Petzold, Orth 2005a), der „Werte“ (Petzold 1979o, 2009d), der „ästhetischen Erfahrung“ (idem 1999q; Petzold, Orth 1990a 1985a) hinzu, die in der **Psycho**-therapie oft zu kurz kommen und heute oft unter dem „schillernd“ gewordenen Begriff „Spiritualität“ in diesem Bereich zunehmend Beachtung finden (durchaus nicht unproblematisch, vgl. Petzold, Orth, Sieper 2009). In der IT sehen wir diesen Bereich auch in säkularer Sicht als wesentlich und sprechen durchaus von „säkularer Mystik“ (Petzold 1983e; Neuenschwander 2007, 2010; Petzold, Orth, Sieper 2010), von „ontologischer Erfahrung“ (Orth 1993) im Sinne einer erlebten meditativen Erfahrung des „*mind of the world*“ (Petzold 1988t).

3. Zur Dimension des „**Sozio**“ müssen die Meso- und Makroebenen gesellschaftlicher Realität und ihrer Geschichte und ökonomischen Rahmenbedingungen einbezogen werden (idem 2008b), denn „ohne diesen Zeitkontext ist ein Verständnis von Struktur und Verhalten der genannten Systeme (Person, Familie, Schicht usw.) nicht möglich“ (Petzold 1974j, 316), und damit kommen die Elemente des **Kulturellen** und des **Ethnischen** ins Spiel, was in unseren multiethnischen Gesellschaften, unseren interkulturellen Verflechtungen – auch unter der Perspektive der Globalisierung – unverzichtbar ist. Sonst bleibt die Dimension des Sozialen in dem Triplex-Konzept des **BPS**-, aber auch des erweiterten **BPSÖ**-Modells verkürzt, wie das oft genug geschieht. Auch hier hat der Integrative Ansatz stets ein erweitertes, breit ansetzendes Konzept vertreten (Petzold, Bloem, Moget 2004; Petzold, Josić, Ehrhardt 2006).

Durch die Entwicklungen von Petzold und MitarbeiterInnen in der „Integrativen Therapie“ als „Humantherapie“ über einen Zeitraum von über 40 Jahren (Sieper et al. 2007) verfügt dieses Verfahren mit seinem **integrativ-systemischen**, „erweiterten“ **BPS-Modell** als **BPSÖ-Modell** über eine

- wissensstrukturelle, epistemologische Basis (Sozialkonstruktivismus, Tree of Science, Petzold 1992a), ein
- modernes Menschenbild des „**Leibsubjekts im Weltbezug**“ (emergent-monetistische Theorie des „informierten Leibes“ in **Kontext/Kontinuum** „embodied and embedded“ Petzold 2002j, 2003e, 2009c), eine
- elaborierte Sinn- und Wertetheorie (Petzold 2001i; Petzold, Orth, Sieper 2010a; Moser, Petzold 2007), eine

- komplexe „theory of mind“, konstituiert durch persönliche und kollektive **Mentalisierungsprozesse**, die damit zu individuellen und kollektiven „mentalenen Repräsentationen“ führen (Petzold 2003a, 1052; 2008b), eine
- moderne entwicklungspsychobiologische und persönlichkeits-theoretische Konzeption (das „personale System“ in lebenslangen dynamischen Entwicklungsprozessen der Selbstregulation und Identitätskonstitution, Petzold 1994j, 2001p, 2011), eine
- neurobiologische, komplexe Lerntheorie (Sieper, Petzold 2002), eine
- differentielle Gesundheits-/Krankheitslehre, gegründet im Verständnis „dynamischer Regulation“ (Petzold 2003a, 2010b), eine
- reiche Praxeologie mit vielfältigen Methoden, wie „narrative Praxis“ (Petzold 2003g), dramatherapeutische Arbeit mit Familienszenen und Familienatmosphären (idem 1982a; Masten et al. dieser Band; Michaelis, Petzold dieser Band), Wahrnehmungs-Handlungs-Techniken und kreativen Medien (Petzold, Orth 1990; Orth, Petzold 2004), die in
- vielfältigen Klientensystemen (Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, alten Menschen, Hochbetagten (Petzold 2005a, Petzold, Feuchtner, König 2009; Petzold, Horn, Müller 2010) und PatientInnen-Gruppen seit 40 Jahren eingesetzt werden (Psychosomatikern, vgl. Leitner, Sieper 2008; Suchtkranken, vgl. Petzold, Schay, Scheiblich 2006; Persönlichkeitsstörungen Petzold 2009c usw. ).

Der „**Integrativ-Systemische Ansatz**“ hat damit im Feld der systemischen Therapien eine recht eigenständige Position mit seinen Verbindungen zu den russischen psychophysiologischen Systemtheoretikern und Protagonisten der kulturhistorischen Schule, dem Aufgreifen der narrativen Dimension (Petzold, Orth 1985a; Petzold 2003g, 2010f; McLeod 1997) und der konsequenten entwicklungspsychobiologischen Ausrichtung am „lifespan approach“ (Petzold 1992e, Sieper 2007), sowie der Arbeit mit Familienatmosphären und kreativen Medien (Michaelis, Petzold 2010m dieser Band; Masten et al. 2010 dieser Band). Er hat Schnittflächen zu den systemisch orientierten, modernen, behavioralen Ansätzen, besonders zu Frederik Kanfer (1989, Kanfer et al. 2006; Kanfer, Schefft 1988), der auch in den Siebzigerjahren am FPI Seminare gab, und weiterhin über die Neuromotorik zur „Synergetik“ von Hermann Haken (Haken, Schiepek 2006; Schiepek 2007).

Dabei stellt sich einem klassischen **bio-psycho-sozialen** wie einem erweiterten **bio-psycho-sozial-ökologischen Modell** immer das Problem, wie die persönliche Realität des Individuums und die Realität der Polylade, die kollektiv-soziale Wirklichkeit und ihre ökologischen Kontexte miteinander verbunden sind. Das ist ein großes Thema mit verschiedenen zentralen Themenblöcken, etwa im evolutionstheoretischen und anthropologischen Bezug (Petzold 2003e, 2005t, 2008m; Osten 2009), in der Identitätstheorie (Petzold 2001p, 2011b), in der Mentalisierungstheorie (idem 2008b), im netzwerktheoretischen und -praxeologischen Ansatz (Hass, Petzold 1999)

etc. Für diesen Kontext sei eine Perspektive herausgehoben, die uns das erweiterte BPSÖ-Modell erschließt.

## 1.2 Polyade, extendierter Geist, vielfältiger Sinn

Die Menschen haben sich in sozialen Gruppen, in „**Polyaden**“ entwickelt (Petzold 2005t), in denen Sprachen durch „**Polyloge**“ (idem 2002c, 2007n), kommunikativen Austausch zwischen vielen nach vielen Seiten über Vielfältiges entstanden sind. Die „chaotische Mannigfaltigkeit“ (Schmitz 1990) der Welt und die „Unerschöpflichkeit ihrer Gegenstände“ (ibid.) sowie die Unterschiedlichkeit ihrer Betrachter/Beobachter und die Verschiedenheit der Diskurse, die sie hervorbringen, lässt fortwährend „vielfältigen Sinn“ (Petzold 2001k) aus geteilter Vielfalt („shared manifold“, Gallese 2001, 2003) entstehen – in den Einzelnen und in gesellschaftlichen Polyaden (Berger, Luckmann 1970). Eine solche sozialkonstruktivistische Sicht hat einen evolutionstheoretischen Hintergrund zu bedenken. Die Wahrnehmungsorgane und die cerebralen Verarbeitungskapazitäten des Menschen haben sich in seiner Evolution im „Mesokosmos“ (Vollmer 1975) aus der Interaktion mit der Welt und der Aufnahme der aus ihr kommenden Informationsflüsse entwickelt und tragen damit durch diese Geschichte die „Signatur der Welt“ in ihren „*evolutionary narratives*“. Nicht nur in den Genen, nicht nur in dem ontogenetisch Gelerntem sind deshalb **Geist** (mind) und **Sinn** (meaning) zu finden, sondern in der Welt selbst, als primordialer Matrix allen Sinnes (Merleau-Ponty 1964; Petzold 1978c), und in diesem Kontext kann man dann vielleicht auch den Term „*the mind of the world*“ verwenden, als Grundidee einer „säkularen Mystik“<sup>14</sup>. Eine solche Sicht hat Konsequenzen für die therapeutische Theoriebildung, Praxeologie und Praxis mit ihrem methodischen Vorgehen (Orth, Petzold 2004). Sie muss sich beständig mit den vielfältigen Sinnmöglichkeiten der Welt und ihrer Menschen auseinandersetzen und generiert dabei stets neuen Sinn, oder besser mit einem im Deutschen irregulären Plural<sup>15</sup> ausgedrückt: Sinne (Petzold 2001k).

Von jedem Einzelnen und vom Gesamt der Weltverhältnisse und ihrer Gegenstände gehen beständig subliminale und supraliminale Signale aus, Information, die leiblich aufgenommen wird, und so entstehen Bereitschaftspotentiale für Gedanken, Gefühle, Willensakte, Handlungen, und es kommt zu „Performanzen“, d.h. Wahrnehmungs-Handlungssequenzen in Szenen aufgrund der sozialen Handlungsmöglichkeiten (*social affordances*, vgl. Gibson 1982; Petzold, Beek, van der Hoek 1994), die „im Raum“ stehen, im „Kontext/Kontinuum“, im „Chrontopos“ (Bakhtin 2008) wirksam sind. Damit sind – ganz im Sinne von Merleau-Ponty (1945) – „Innen und Außen“ im Verhalten verschränkt (Waldenfels 1976), bei jedem Einzelnen etwa in einer familialen **Polyade** oder in einem Freundeskreis und bei dem gesamten Kollektiv. Das

<sup>14</sup> Petzold 1983e; Neuenschwander 2007; Orth 1993. Insgesamt sagt uns ein solcher Term mehr zu als der vernutzte Begriff „Spiritualität“, vgl. Petzold, Orth, Sieper 2009.

<sup>15</sup> Vgl. Anmerk. 2.

Leib-Subjekt als „*être-au-monde*“, so die geniale Formulierung von *Merleau-Ponty* (*Müller* 1975), ist unlösbar mit der jeweiligen Szene verschränkt, in die es eingebettet ist (*Petzold* 1982g, 39) und seinen Mitakteuren auf der Ebene ko-respondierender Leiblichkeit bzw. Zwischenleiblichkeit verbunden (*idem* 1978c). Der Leib greift in die Welt aus und die Welt in den Leib hinein. In dieser permanenten Interaktion und „Interpenetration“ (*Luhmann* 1984<sup>16</sup>) und ihren ultrakomplexen Konnektivierungen emergiert „Sinn“ (*Petzold* 1971; *Petzold, Orth* 2005a), wird Welt aufgenommen und „verkörpert“ (*embodied*) und „bettet“ sich der Leib in die Welt mit ihren vielfältigen Situationen ein, so dass man von einer „*embedded situatedness*“ des verkörpernden Subjektes sprechen kann. Ich habe von *multiplen, transversalen* „*Vernetzungen*“ gesprochen (*Petzold* 1994a, 2007a), in denen eine Kollektivität der Natur (*Merleau-Ponty* 1995) in der jeweiligen persönlichen Natur gegeben ist, und in der ein *Intermental-Geistiges* (z.B. Kultur) entsteht, die im *Individuell-Intramentalen* personaler Subjektivität Niederschlag findet (*Vygotskij* 1978, 1992) und von dort durchaus ins Kollektive zurückwirken kann. *Vygotskij* und *Merleau-Ponty* sind damit für die Integrative Therapie auch in ihrer systemischen Theorielinie wichtige Referenzen. Eine solche Theorieposition im Anschluss an den französischen Phänomenologen ist auch von den Theoretikern des „*embodied mind*“ (*Varela et al.* 1991), die den Geist als „*embodied and embedded*“ (*Clark* 1999; *Haugeland* 1995; *Petzold* 2002j) sehen, entwickelt worden, wie sie der programmatische Titel von *Andy Clark* (1997) auf den Punkt bringt: „*Being There. Putting Brain, Body, and World Together Again*“. Diese Verwobenheit des Menschen mit der Welt ließen *Clark* und *Chalmers* (1998) die Position entwickeln, dass „*mind*“, d.h. Geist (und damit Sinnstrukturen, füge ich hinzu) nicht nur im „Gehirn“ zu suchen seien, sondern auch in seiner Umgebung: im Körper und im situativen Kontext/Kontinuum (vgl. auch *Noë* 2009). Er ist damit „*extended mind*“ (*Clark* 2008), sucht in der Welt „verstreuten Sinn“ (*Merleau-Ponty* 1964; *Petzold* 1978c). Will man ihn beeinflussen, so muss man soziale Situationen und ökologische Kontexte beeinflussen, denn diese haben auch Einwirkungen auf den „*mind*“ und das „Sinnerleben“ eines jeden. Wenn ein Mensch in desaströsen Kontexten wohnt und lebt, können auch „*dysfunctional mind*“, deformiertes Gewissen, „dunkler Sinn“, „Abersinn“ entstehen (*idem* 2001k, 2009f), wie z.B. Krisengebiete, Slums, die Elendsquartiere der Faubourgs, Notunterkünfte bedrückend zeigen (*idem* 2009f). Ein solches Leib und Lebenswelt, „*brain, mind, world*“ konnektivierendes Denken, findet sich bei *Merleau-Ponty* (in Konzepten wie Chiasmus oder charnière), bei *Vygotskij*, *Leont'ev* und *Lurija* (z.B. in ihrem Konzept der „mentalen Werkzeuge“), aber auch in der ökologischen Psychologie von *J.J. Gibson* (1979), die eine Verschränkung von „*affordance*“<sup>17</sup> (Angebotsstrukturen) und „*effectivity*“ (Handlungsfähigkeit)

<sup>16</sup> **Interpenetration** ist eine *strukturelle Kopplung* von Systemen, z.B. psychischen und sozialen, die sich in wechselseitiger Ko-Evolution entwickeln, so dass kein System ohne das andere existieren kann (*Luhmann* 1984, 1986).

<sup>17</sup> Vgl. A collection of quotes on the concept of ‚affordances‘ by *J.J. Gibson* and others. <http://www.alamut.com/notebooks/a/affordances.html>

ten), der Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten von Organismus und Umwelt annimmt (Turvey, Shaw 1977), weil sie aufeinander bezogen sind.

Umwelt und Subjekt, Subjekte untereinander haben offenbar auf der biologischen *und* sozialen Ebene die Möglichkeit einer mehr oder weniger passenden funktionalen Abstimmung, die auf „geteilten Informationsständen“ basieren oder auf gemeinsamen „*super-superstructures*“, die den individuellen Organismus übersteigen und genau dadurch „Sinn“ machen, wie *Lazlo Garai* (1996) in seinem synthetisierenden Paper verdeutlicht. Der körperlichen Organisation kommt dabei eine „strukturierende Kausalität“ zu (*Rudrauf et al.* 2003, 36, 38). Da die Gegebenheiten des Körpers sich aber bei allen Menschen finden, bestimmen sie auch das Mentale und die Mentalisierungen, d.h. Kognitives, Emotionales, Volitives in konnektivierender und synchronisierender Weise (*Gallagher* 2000, 2005). Auf dem Boden solcher Überlegungen „von vielfachen Seiten“ her kann man in der Tat sagen, dass „Sinn“ (und damit auch „*mind*“) nicht allein „im Gehirn“ ist, sondern in der konnektivierten bzw. konnektivierenden Wechselbestimmung von *Innerem und Äußerem* (*Petzold* 1994a, 2007a). „Körper, Geist und Welt“, oder anders formuliert: „Gehirn, Subjekt, Kontext/Kontinuum“, sind verschränkt in permanenten rekursiven/reafferenten Wahrnehmungs-, Verarbeitungs- und Handlungsprozessen (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994), in denen sich „Geist“ (mind) und „Sinne“ konstituieren (*Edelman* 2004): auf der biologischen Ebene aufgrund geteilter genomischer Basisstrukturen, über die alle Hominiden verfügen, ja speziesübergreifender genomischer Hintergründe etwa durch alte „Steuergene“ (*Carroll* 2005; *Laubichler* 2005, 2007), weiterhin auf der sozialen Ebene, die sich aus der biologischen Basis in der Humanevolution entwickelt hat (*Richardson Boyd* 2005; *Oyama et al.* 2001) durch geteilte „kollektive mentale Repräsentationen“ (*Moscovici* 1976, 1990, 2001), deren Basis, wie *Gallese* (2001, 2003) darlegt, eine geteilte Vielfalt („*shared manifold*“) ist, die auch die „individuellen mentalen Repräsentationen“ und damit das personale Selbst der Leibsubjekte bestimmt (*Petzold* 2003b, 2008b). Aus „verstreutem, vielfältigem Sinn“ gemeinsamen Sinn zu machen, der persönliches und soziales Handeln in der Lebensrealität trägt, stellt sich Menschen als Aufgabe – auch und gerade in der Therapie mit personalen und familialen oder gruppalen Systemen, wo es darum geht, beschädigten und zerstörten Sinn und zerstörerische, dunklen Sinn produzierende, sozioökologische **Kontexte** und **Kontinua** zu verändern. Klar ist damit, dass therapeutische und psychoedukative Interventionen sich immer auf die Gegebenheiten der realen Situationen von Menschen und auf die Gegebenheiten „*on the peoples' minds*“, auf das, was Menschen „im Sinne und im Herzen“ tragen, richten müssen. Das eine geht nicht ohne das andere.

Damit sind einige wichtige Positionen für **systemisch-integrative** Arbeit als Grundlage der weiteren Ausführungen dargestellt.

## 2. Netzwerke und Konvois in der Lebensspanne

Die Forschungsergebnisse der Entwicklungspsychologie, insbesondere der Longitudinalforschung (Rutter, Hay 1994; Verhulst 2003) bestätigen die Bedeutung der Familie – nicht nur für den Frühbereich der Kindheit (Papoušek 2007), sondern für die gesamte *Lebensspanne*, Erwachsenenleben und Senium (Petzold 2004a, 2005a; Rüdinger 1986; Schroots 1993; Petzold, Horn, Müller 2010), und dabei sind nicht nur die Eltern für die Familie wichtig, sondern auch die Großeltern, Wahleltern, Nennanten/Nennonkel, Paten und Patinnen etc. Großfamilien („*extended families*“), wo vorhanden und funktionierend, sind tragfähige Netze. Wo sie fehlen, sind die familialen und sozialen Netzwerke oft schwächer und ressourcenärmer. Letztlich aber entscheidet die faktische Präsenz hilfsbereiter Familienmitglieder, ihre tatsächliche Ressourcenlage und die virtuelle Präsenz von Verwandten, die aneinander denken und füreinander Sorge tragen, über die „supportive Valenz“ von familialen Netzwerken (Hass, Petzold 1999); denn wo das Prinzip „aus den Augen aus dem Sinn“ regiert, können Menschen nicht auf Hilfe zählen, wo man aber einander „im Sinn“ hat, wächst die Chance, dass man „nicht vergessen“ wird. Familien sind in der Regel die Kernzone der sozialen Netzwerke von Menschen, die wir – betrachten wir sie in der Zeit – „Konvoi“, Weggeleit, nennen (Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004; Petzold 2000h; Kahn, Antonucci 1980). Wir fahren ja nicht alleine auf der Lebensstraße, sondern haben die Menschen unseres Netzwerkes als Begleiter, als „**Konvoi**“.

Familien – große wie kleine – sind in der Tat komplexe soziale „Systeme“. Die Systemmetapher scheint auf den ersten Blick griffig, auf den zweiten wird sie eher abstrakt, besonders wenn man auf kybernetische und biologische Systemtheorien zurückgreift, die mit den *sozialen* Realitäten in Familien wenig zu tun haben. (Hier werden häufig Kategorienfehler gemacht, denn Soziales lässt sich nicht gänzlich mit der Kybernetik erklären). Deshalb werden Rekonkretisierungen und Rehistorisierungen (Jantzen 1999, 2008), - d.h. Rückübersetzungen ins Szenische - notwendig, um den oft großen Abstand zwischen der theoretischen Modellierung und der interventiven Praxis zu verringern und eine solide Basis für gemeinsamen Sinn aus der Vielfalt von Sinnmöglichkeiten zu schaffen, der konkrete Kooperation trägt. Es geht ja *nicht nur* um die *systemische* Seite kommunikativer und regulativer Prozesse, – obgleich diese unverzichtbar ist, denn Familien haben natürlich System- und Netzwerkqualitäten –, es geht um interpersonale Qualitäten, um intersubjektive Beziehungen, Affiliationen, Bindungsqualitäten (Petzold, Müller 2005) etc. Familien werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk von Beziehungen betrachtet, sondern auch als eine „innere“ *repräsentationale Realität*, die Menschen „*im Kopf*“ haben. Wo sie aber in festen Familienverbänden in gegebener Alltäglichkeit zusammenleben, werden die inneren Repräsentationen von „Personen in Geschichten“ aufgerufen, innere Filme/Hologrammsequenzen der Gesamtfamilie, von Subgruppen und Einzelpersonen permanent durch äußere Trigger, die das einzelne Familienmitglied bewusst und unbewusst im *aktiven Wahrnehmungsmodus* sucht, oder die ihm im *rezeptiven Wahrnehmungsmodus*

das „ins Auge fallen, ans Ohr dringen“. Das hat eine permanente Anreicherung von Information, von Geschichten und Geschichten über Geschichten zur Folge, in der äußere und innere Momente „konnektiert“ zum Tragen kommen. *Man hat „die Familie im Kopf“*, aber „*der Kopf steckt auch in der Familie*“, mit der man gerade um den Tisch sitzt, und jeder hat ihre Geschichte und „ihre Geschichten“ im Sinn, bzw. subliminal in den Gedächtnisspeichern, stets bereit, aktiviert zu werden. An diesem Tisch schreibt sich die *Biosodie*, die Geschichte des Lebens dieser Familie und jedes Einzelnen, in den sich vollziehenden *Narrationen* und Handlungskontexten und -kontinua fort (Petzold, Orth 1993a), konstituiert sich prozessual die „narrative Identität“ der Familie und jedes Familienmitgliedes (Petzold 2001p) und schlägt sich in „*mentalen Repräsentationen*“ (Moscovici 2001; Petzold 2003b, 2008b) von Werten, Sinnfolien, in Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollens, Handelns, Kommunizierens nieder, die insgesamt „Sinn“ generieren und Sinn tragen – ggf. auch „dunklen Sinn“ (vgl. 1.2). An ihnen gilt es zu arbeiten, wenn man das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln – Verhalten also gemäß unseres „komplexen Verhaltensbegriffes“ (Sieper, Petzold 2002) – von Einzelnen in ihren Familien und von Familien insgesamt, von Familienkonvois verändern will, mit Interventionen, die auf die Binnen- und Außenrealität in ihrer Verschränkung abzielen (vgl. 1.2). Dabei nimmt die „narrative Praxis“ (Petzold 2003a, 332ff., 2003g) als Form der Therapie und Biographiearbeit eine zentrale Stelle ein (*idem* 2001b; Petzold, Müller 2004a)<sup>18</sup>.

*Familienkonvois sind Gemeinschaften in der Zeit*. Das wird gerade in der heutigen Zeit mit Blick auf die demographischen Entwicklungen wesentlich, denn die immensen Zahlen älterer, alter und hochbetagter Menschen (Petzold 2008i) ohne eigene Kinder oder jüngere Verwandte in der vertikalen Dimension, aber auch ohne eigene starke Geschwisternetze auf der horizontalen Ebene, der drastische Rückgang von „*extended families*“ führt *intragenerational* und *intergenerational* in kaum absehbare Probleme, die nicht erst reaktiv in Angriff genommen werden sollten, sondern die *heute* proaktive Initiativen verlangen, und das geht nur, wenn Menschen die Familie auch „in der Zeit“ mental repräsentiert haben, eine Vorstellung von der Entwicklung ihres „Familienkonvois“ im Kopfe haben. Neue Modelle müssen entwickelt und eingeübt, alte aktualisiert werden. Als Stichworte seien genannt: Aufbau intergenerationaler Wohngemeinschaften, proaktive Netzwerkpflege, Aufbau von Freundschaftsnetzwerken<sup>19</sup> und von Lebensgemeinschaften mit Langzeitperspektiven (*community building*). Da sehr viele Menschen keine oder keine tragfähigen „Realverwandtschaften“ mehr haben bzw. haben werden, wird man „Wahlverwandtschaften“ aufbauen müssen, die soziale Unterstützung und intergenerational wechselseitige Hilfeleistungen sowie eine gute gemeinschaftliche Lebensqualität gewährleisten können. Das er-

<sup>18</sup> Und das schon früh mit einer eigenen Narrationstheorie und -praxeologie (Petzold Ch. 1972b; Petzold 1991a, 374ff; 2003g; Petzold, Orth 1993a), lange bevor das Interesse am Narrativen in der systemischen Therapie und anderen Therapieansätzen aufkam (Epston, White 1991; Freedman, Combs 1996; McLeod 1997; White 2006).

<sup>19</sup> Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004; Hass, Petzold 1999; Petzold 1994e.

fordert ein besonderes **Wissen (Kompetenz)** und **Können (Performanz)** im Bereich der **Intergenerationalität**, ein Begriff, den ich wie folgt spezifiziert habe:

“**Intergenerationale Kompetenz** ist ein wechselseitiges Wissen unterschiedlicher Altersgruppen und ihrer Mitglieder um die ‚mentalen Welten‘, d.h. die Bedürfnisse, Lebensstile, Ängste, Stärken, Schwächen, Ressourcen, Defizite usw. der jeweils anderen Altersgruppe und die Bereitschaft, erkennbar werdende Wissens- und Verstehensdefizite über die Anderen (Grundlage von vorhandenen oder potentiellen Verständnishindernissen) in Ko-responsenden, Polylogen, Gesprächs- und Erzählgemeinschaften aufzufüllen. - **Intergenerationale Performanz** ist das Beherrschen unterschiedlicher Interaktions- und Kommunikationsweisen und ihre Umsetzung in einer respektvollen und wertschätzenden Form, um Diskurse zwischen den Generationen in einer weiterführenden und fruchtbaren Weise zu realisieren und voranzubringen“ (Petzold, Müller 2004b).

Intergenerationale Kompetenz und Performanz wurden in früheren Zeiten im mehrgenerationalen Miteinander größerer Familienverbände *gelebt, erlebt* und auf diese Weise weitergegeben, z.T. neu generiert, zusammen mit all dem, was die Geschichte und Tradition und das gegenwärtige Leben, ja die Zukunftsvisionen der jeweiligen Familie spezifisch ausmachte. Familien haben Geschichte und generieren Geschichte und Zukunft. *Familiengeschehen hat narrative Qualitäten*. Es wird erzählt, sprachlich tradiert und mit Blick auf die familiäre Zukunftsfähigkeit auch narrativ entworfen – das darf nicht übersehen werden und wurde von *Freud* mit der Idee des „Familienromans“ erkannt. Erzählungen, Geschichten – mit ihren Atmosphären, Wertungen, Bewertungen, Abwertungen, erfüllt von Wahrheit und Lüge, von Legenden, Phantasien, von real vollzogen und gegenwärtig erlebten Gefühlen wie Angst und Sorge, Liebe und Hass – sind durch Erinnern „*mental repräsentiert*“ (kognitiv, emotional, volitional, sensumotorisch-aktional). Geschichten haben Wirkungen und Nachwirkungen in Familien bzw. familienähnlichen Systemen (Petzold 2001b). Sie sind in jedem einzelnen cerebralen Gedächtnis jedes einzelnen Angehörigen des Familiensystems aufgehoben und dadurch zugleich in einem „kollektiven Gedächtnis“ gemeinsamer Erinnerungen und Erinnerungsstücke, eben weil es eine „gemeinsame Geschichte“ gibt. Diese bestimmt aktuelle Interaktionen, Vergangenheitsrepräsentationen und *antizipatorische Erwartungsprojektionen* der Einzelnen in einzigartiger Weise, bestimmt aber auch das Miteinander der Gemeinschaft in differentiellen Erinnerungsverknüpfungen, abhängig vom Alter, Gender, Status der Mitglieder, ihrer Eingebundenheit oder Randständigkeit im Konvoi. Das „System“ hat Gedächtnis über die mnestischen Archive der Gehirne seiner Mitglieder als Subjekte und über die von diesen hervorgebrachten Dokumente (Alben, Fotos, Filme, Aufzeichnungen etc.). Es produziert in komplexen Prozessen der „**Mentalisierung**“ (Petzold 2005t, Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) beständig Realität in seinen aktuellen Interaktionsprozessen, und es produziert Zukunft, *gemeinsame Zukunft*, eine Fähigkeit, die bei Familien in unterschiedlichem Maße ausgeprägt ist. Bei Kleinfamilien, Einkinderfamilien ist das Zukunftspotential deutlich verringert, was oft dazu führt, dass die da-

mit auch bedrohte Zukunft der „Familie als System“ ausgeblendet wird. Man denkt über den zukünftigen Bestand der Familie nicht nach, er wird nicht bewusst mental repräsentiert, scheint unwichtig geworden. **Intergenerationale Kompetenz** und **Performanz** können nicht mehr „fungierend“ im großfamilialen Lebensalltag weitergegeben werden und gehen unversehens verloren, zusammen mit den erfahrbaren zyklischen Prozessen in einer zukunftsgerichteten Familienentwicklung:

Eltern haben eine Gruppe von Kindern und Enkeln, in die sie investieren mit Fürsorge (Liebe, Zuwendung) und Vorsorge (Vermittlung von Bildung und Lebenswissen, Produktion wirtschaftlicher Güter) – ein Geben und Nehmen. Kinder und Enkel geben diese Investitionen mit Liebe und Dank und konkreter Fürsorge (Versorgung, Betreuung, Pflege) zurück – ein Geben und Nehmen im intergenerationalen Miteinander – auf der gesellschaftlichen Ebene im „Generationenvertrag“.

All das ist heute kaum noch „**mental repräsentiert**“ und positiv konnotiert, weil die Lage der Familie auf der einzelfamilialen und der gesamtgesellschaftlichen Ebene *höchst prekär* geworden ist. Familien sind vom Aussterben bedroht – oft ohne dass dies von ihnen zur Kenntnis genommen wird. Und sie sterben dann aus, ihr genetisches Potential geht dabei für die Gesellschaft verloren, ohne dass dies dann noch verändert werden kann. Die zunehmende Zahl von Erwachsenenadoptionen verweist auf das Problem, löst es aber nicht.

### **3. Mentalisierung, Interiorisierung und mentale Repräsentationen in den „Zonen proximaler Entwicklung“ (ZPE) und „Zonen optimaler Proximität“ (ZOP) von familialen Gruppen**

Es kommt hier der Begriff des **Mentalen** und der **Mentalisierung** ins Spiel und das Verhältnis des Einzelnen als „personalem System“ zum übergeordneten „sozialen System“. Letztgenannte Fragestellung sozialer Makrosysteme ist komplex und übersteigt den Rahmen dieser Arbeit (vgl. Petzold 1994c, 1996j, 2008b; Petzold, Orth 2004b). Es soll hier nur ein Aspekt herausgegriffen werden, der der Verbindung *intermentaler* Wirklichkeit des gesellschaftlichen Systems und seiner mentalen Räume mit der *intramentalen* Wirklichkeit des personalen Systems, des Subjekts und seinem mentalen Binnenraum, bei dem die Familie eine bedeutsame Rolle als „**intermentaler Raum**“ (*social world*, Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004, vgl. 7) spielt, den eine Familie bereitstellt, den die Familienmitglieder teilen, aneinander vermitteln, gemeinsam konstituieren und in den jedes Mitglied sein gesellschaftliches Wissen einbringt. Für diesen thematischen Bereich hat Vygotskij interessante Konzepte entwickelt wie das Lernen in der „Zone proximaler Entwicklung“ (ZPE), in der **Mentalisierungsprozesse** stattfinden, Intermentales an den Einzelnen vermittelt wird. Der Begriff **Mentalisierung** hat neuerlich im psychoanalytischen Raum über die Arbeiten von Fonagy und Target (2003) eine gewisse Beachtung erhalten. Dabei verwundert, wie wenig Anschluss Fonagy an die für dieses Thema relevanten Entwicklungspsychologien von Pierre Janet, Jean Piaget, Lev Vygotskij, Henry Wallon hat,

bzw. dass kein Anschluss an die Entwicklungs- und Sozialpsychologie der „mentalen Repräsentationen“<sup>20</sup> besteht, oder an die Theorien des „extended mind“ (Clark, Chalmers 1998; Clark 1999, vgl. 1.2) gesucht wird, oder zu den Konzepten der *Intra-* und *Intermentalität* von *Vygotskij*, die von ihm durchaus systemisch verstanden werden. Hierzu im Folgenden einige kurze Ausführungen.

Autoren wie *Vygotskij* (1978, 1992), *Lurija* (1986) *Janet* (1926, 1928), *Wallon* (1984, 1993) sahen „höhere Funktionen“, etwa komplexes Gedächtnis, Willen, differenzierte Gefühle, soziale Kompetenzen als durch „**Interiorisierung**“ aufgenommene, gesellschaftliche Muster an (*Vygotskij* 1992, 19). Wir sprechen heute von der „**mentalen**“, psychophysiologisch basierten Aufnahme „komplexer Informationen“ (denn das sind, in systemischer Betrachtung, solche Muster). Diese Informationen werden durch kognitiv-präfrontale „Einschätzung/appraisal“ und emotional-limbische „Bewertung/valuation“ sowie multiple Konnektivierung mit anderen Inhalten des Gedächtnissystems verarbeitet (*processing*). Das alles umfasst in unserem Verständnis der Prozess der „**Mentalisierung**“ und seine Ergebnisse: Ausgewogene Regulation durch angemessene Information oder – in einem anderen Sprachspiel – Wissen, Weisheit, Sinn. **Mentalisierungen** unterstützen, steuern, bzw. beeinflussen die Kompetenzen und Performanzen des Einzelnen in seiner Selbstregulierung und Umweltkontrolle.

Effektives, mentalisierendes **Lernen** intermental präsenter Kenntnisstände, z.B. in der Familie vermittelte Muster aus dem übergeordneten gesellschaftlichen Kontext, kann in „*Zonen proximaler Entwicklung*“ (*зона ближайшего развития ZPE*) stattfinden. Dieses in *Vygotskij*s Spätwerk auftauchende Konzept (*Chaiklin* 2003; *Veer, Valsiner* 1994), nämlich in dem Text „Das Säuglingsalter“, wo er von der „Zone der Möglichkeiten“ (1932/1987, 150) spricht, verbindet ganz im Sinne seiner komplexen Psychologie die Aneignung von *Affektivem*, *Kognitivem* und *Volitivem* (vgl. *Vygotskij* 1972, 15) in einem gerichteten Entwicklungsprozess. Dabei betonte er 1934 in einer seiner letzten Arbeiten die Affektivität in besonderer Weise (*Vygotskij* 1934/2001, 162). Diese Verortung des Theoretisierens in der Entwicklungspsychobiologie und der systemischen Verschränkung von individuell **Intra**mentalem und kollektiv **Inter**mentalem bei *Vygotskij* ist für uns in der Integrativen Therapie als entwicklungsorientiertem und „integrativ-systemischem Ansatz“ zentral (*Petzold* 1992e). *Vygotskij* ist in hohem Maße an moderne Entwicklungsforschung anschlussfähig, und das heißt in unser Sicht und Ausrichtung: *Vygotskij*s Ansatz ist in besonderer Weise therapierelevant.

In der Integrativen Therapie, für die *Vygotskij* und *Lurija* bedeutende Referenzautoren sind (*Petzold, Sieper* 2005, 2008; *Petzold, Michailowa* 2008; *Petzold* 2010p, dieser Band), wurde die Arbeit mit „Zonen proximaler Entwicklung“ schon früh durch unsere kreativitätsorientierte, kinder- und familientherapeutische Ausrichtung (*Petzold* 1972e, 1995a) wichtig. Sie wurde dann von uns in alle anderen Altersbereiche

<sup>20</sup> *Moscovici* 2001, *Marková* 2003; *Petzold* 2003a, b

der „Integrativen Therapie in der Lebensspanne“<sup>21</sup> (*idem* 1992e) übertragen, womit das systemische Modell durch den *Vygotskij*schen Ansatz und die Lebensspannenperspektive die notwendige „*developmental perspective*“ erhält. Aus dem Fundus des Integrativen Ansatzes konnten dann sowohl für das systemische Denken als auch für die Sicht *Vygotskij*s wesentliche *beziehungstheoretische Weiterentwicklungen* hinzukommen (*Petzold* 1991b/2003a, 781-808).

In allen Bereichen menschlicher „Entwicklung in der Lebensspanne“ geht es nämlich um *gemeinsame, zusammenfließende, schöpferische Lern- und Gestaltungsprozesse in „Bezogenheit“*. „Konflux“ (Zusammenfluss von Potentialen und Aktivitäten), „Kokreativität“ (gemeinsames Kreieren), „Poiesis“ (schöpferisches Gestalten) sind hier unsere Kernkonzepte<sup>22</sup>. Die „Zone proximaler Entwicklung“ ist als Entwicklungskonzept immer auch ein Konzept des „Lernens“ und „Gestaltens“ (*Sieper, Petzold* 2002), und wir betonen: des „*Lernens und Gestaltens in Wechselseitigkeit*“ mit variierenden Lehr-Lernanteilen und Gestaltungsbeiträgen bei den Beteiligten. Dieses Geschehen ist immer mit emotionalen Momenten verbunden, das impliziert die „Bezogenheit“ als „**Nahraumgeschehen im emotionalen Feld**“ – so die integrative ökologische Emotionstheorie (*Petzold* 1992a/2007a, 621, Abb. 1). Auch wenn noch *van der Veer* und *Valsiner* in ihrer wichtigen Rekonstruktion der Idee der ZPE in üblicher Weise (*Rogoff, Wertsch* 1984) die kognitive Charakteristik herausgehoben haben (*van der Veer, Valsiner* 1994 Kapitel 13), so muss doch mit der neueren *Vygotskij*-Forschung die emotionale Komponente im Spätwerk *Vygotskij*s herangezogen werden (*Jantzen* 2008, 232; *Mahn, John-Steiner* 2000; 2002), was unserer Zentralstellung emotionalen Entwicklungsgeschehens entspricht (*Petzold* 1992a/2003a, 614ff). Wir haben *Vygotskij*s zunächst auf die kindliche Entwicklung gerichtete Annahme in die Lebensspanne übertragen und zur Idee „**lebenslanger Lernprozesse in Bezogenheit**“ erweitert (vgl. zur Hochaltrigkeit *Petzold, Horn, Müller* 2010). Zentrierte er für die Kindheit bei der Arbeit in der ZPE auf „... *Funktionen, die noch nicht gereift sind, aber sich im Prozess der Reifung befinden*“ (*Vygotskij* 1978, 86, meine Hervorheb.) und durch „passende“ Hilfen Anderer (*idem* 1987, 78ff) gefördert werden müssen, so betonen wir, dass es solche Prozesse nicht nur in der Kindheit gibt, sondern „Förderung in guter *Passung* und *affiliativen Nahraumbeziehungen*“ ein Grundprinzip lebenslangen Lernens bis ins hohe Senium ist (*Petzold* 2008i, 18, 28). Wir erweitern die Idee zusätzlich noch in Richtung der Unterstützung von Restitutions- bzw. Heilungsprozessen: *Funktionen, die schwer beschädigt worden sind, bedürfen zur Förderung von Heilungsgeschehen der optimal zugesetzten Hilfe und Unterstützung Anderer in Nahraumbeziehungen*.

Menschen geben Hilfe, brauchen immer wieder auch Hilfe und suchen Hilfe, wenn sie nicht enttäuscht, verschreckt und resigniert sind, sondern **Vertrauen** haben kön-

<sup>21</sup> Und auch in die Integrative Agogik und Integrative Supervision (*Petzold* 2007a)

<sup>22</sup> *Iljine, Petzold, Sieper* 1967; *Petzold* 1998a, 209ff; *Sieper, Petzold* 1993; *Orth, Petzold* 2008.

nen. Wurde Vertrauen verloren, geht es darum, „*the gift of confidence*“ wiederzugewinnen – durchaus mit einer *Vygotskijschen* Perspektive in einer „emotionalen ZPE“ (*Mahn, John-Steiner* 2002). Es gibt offenbar tief verwurzelte, biologische Programme, die hier zum Tragen kommen.

So ist das Neugeborene durch ein evolutionär ausgebildetes „Narrativ/Programm“, das in den „Lernprozessen in der Evolution“ gründet, auf die Interaktion mit *caregivern* (Plural!) gerichtet und trägt die Interaktionsmöglichkeiten (*affordances*, *Gibson*, vgl. *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994) mit ihnen gleichsam keimhaft in sich, wie die Entwicklungsneurobiologie (*Aitken, Trevarthen* 1997; *Trevarthen* 2001) zeigen konnte. *H. Papoušek* und *M. Papoušek* (1982, 1987, 1991, 1992) konnten nachweisen, dass auf Seiten der *Eltern/Caregiver* sich zum Kind korrespondierende Programme eines „*intuitive parenting*“ finden, die bei jedem sich auf ein Baby einlassenden „*caregiver*“ aktiviert werden. Es entstehen „funktionelle Systeme“, die sich zu einem gemeinsamen Interaktions-System in der Dyade oder Polyade (z.B. Mutter-Baby-Vater-Geschwister) synchronisieren. Beim Umgang der Familie mit Kleinkindern entstehen so Systeme eines differenzierten „*sensitive caregiving*“ und differentieller „Beelterung“, die der Einzigartigkeit des jeweiligen Kindes gerecht werden (vgl. *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994, 589), womit wir die vielfach nur die Mutter-Kind-Dyade fokussierende Säuglings- und Bindungsforschung (*Tronik* 1998, 2007) zur **Polyade** hin öffnen.

### 3.1 „Joint attention, joint intentions, shared meaning“ – Basis gemeinsamen Wollens und Handelns

Bei Primaten wie z. B. *Orang-Utan/Pongo pygmaeus* oder *Gorilla gorilla* bzw. *Gorilla beringe* findet man in der Baby- und Infant-Zeit einen Intensivcharakter der Mutter-Kind-Beziehung, der von einer hohen wechselseitiger Ausschließlichkeit gekennzeichnet ist. Bei Chimpansen findet man solche „Affenliebe“ auch gegenüber „adoptierten“ Waisen (selbst wenn sie durch männliche Tiere adoptiert wurden, *Müller-Jung* 2010). Die Babies und Kleinkinder von **Humanprimaten** hingegen sind in der Lage *und interessiert*, mit *mehreren Interaktionspartnern* bzw. *Caregivern* zu kommunizieren, was sie in besonderer Weise für das Leben, für das Zusammenspielen und überlebendensichende Zusammenarbeiten in Gruppen mit anderen Menschen über den gesamten „life span“ hin ausrüstet.

Die *dyadologische* Bindungstheorie und -forschung in der Tradition von *Freud, Bowlby, Ainsworth* u.a. sowie die Theorie der „psychischen Geburt des Menschen“ von *M. Mahler* folgt mit ihrer Zentrierung auf „Mutter-Kind-Einheiten“ als „geschlossenen Nahräumen“ dem Muster von Mutter-Kinddyaden von Orangs oder Gorillas, nicht aber von Humanprimaten. Menschenbabies sind anders! Es steht hier möglicherweise eine naiv-darwinistische Sicht (der Mensch stammt vom Affen ab) im Hintergrund, die verkennt, dass die Hominiden trotz der grossen Gemeinsamkeiten mit ihren affi-

schen Verwandten, die durch die Forschung immer deutlicher aufgezeigt werden, deren biologische Programmatik in wesentlichen Bereichen überschritten haben: durch symbolische Interaktion in elaborierter Sprache, durch reflexive/metareflexive Kognition, differentielles, normgeleitetes Sozialverhalten in Polyaden, transgenerationale Weitergabe komplexen kulturellen Wissens usw. Und auch in den Basisstrukturen menschlicher Kommunikation finden sich zu den Menschenaffenhin Unterschiede: In der gemeinsamen Aufmerksamkeit werden gemeinsame Absichten angestrebt, die an Kontextverstehen orientiert sind (*Butterworth, Jarrett* 1991) und an einem Verstehen der Anderen in der gegebenen Situation, oft in prosozialer Absicht (*Tomasello* 2009, 120) und zumeist gerichtet auf zielorientierte Kooperation. „Andere Primaten strukturieren ihre Kommunikation nicht auf dieselbe Weise durch gemeinsame Absichten, gemeinsame Aufmerksamkeit, wechselseitig vorausgesetzt Kooperationsmotive und Kommunikationskonventionen“ (ibid. 120). Dabei können mehrere Kommunikatoren an den Prozessen beteiligt sein, weil besonders in affilialen Nahräumen oft mehrere Bezugspersonen vorhanden sind, deren *referentielle Aufmerksamkeit* gewonnen und deren *soziale Intentionen* für gemeinsames Handeln, für erfolgreiche *Kooperationen* synchronisiert werden müssen. Die herkömmliche, *dyadologische* Bindungsforschung steht deshalb in der Gefahr, von falschen primatenethologischen Voraussetzungen ausgehend, *Forschungsartefakte* zu produzieren, z. B. mit der artifiziellen „Fremdsituation“ als Modellsituation für die Untersuchungen zum Bindungsverhalten (vgl. <http://www.youtube.com/watch?v=QTsewNrHUUH&feature=related>). Die Tradition des *dyadologischen* Pragmatis *Freuds* und seiner Nachfolger steht hier – nicht kritisch/metakritisch und diskursanalytisch (sensu *Foucault*) reflektiert – im Hintergrund. Und von den tiefenpsychologischen Therapieschulen, aber auch von den dyadisch orientierten humanistischen Richtungen, die überwiegend „Einzeltherapien“ praktizieren (in Dyaden, sic!), wird diese Bindungsforschung ja besonders unkritisch-begeistert rezipiert, selbst von behavioralen Autoren wie *Klaus Grawe* (2004) – zu Lasten einer „polyadischen“ und „longitudinalen Entwicklungsperspektive“. Die nämlich zeigt: Es gibt für jede Entwicklungsstufe altersspezifische, korrespondierende Muster zwischen Kindern und Eltern/Caregivern sowie zwischen Kindern und Kindern/Peers, die z. T. auch an „sensible Phasen“ gebunden sind und in dieser Spezifität (auch in genderbewußter Betrachtung!) verstanden werden müssen. Mit ihren langdauernden Aufzuchtphasen für in der Regel *mehrere Kinder* binden sich Humanmütter aufgrund der menschengespezifischen, vieljährigen Dauer der Kindheit weniger ausschließlich an *ein* Kind und beziehen andere Pflegepersonen (Großmütter, Tanten, Vater, Cousinsen, ältere Geschwister) stärker in das Pflege- und Erziehungsgeschehen ein, weil sie auf mehrere Kinder im parentalen Nahraum zentriert sind: „meine/unsere Kinder“. Menschenkinder werden so *arbeitsteilig* und *beziehungsplural* aufgezogen, was die dyadologische Bindungsforschung weitgehend negiert.

In den Kommunikationen zwischen Caregivern (Plur.) und Infant kommen spezifi-

sche Prozesse zum Tragen, die gleichfalls auf *polyadische* Kompetenzen und Performanzen verweisen, von denen „*joint resp. shared attention*“ (Moore et al. 1995; Fasel et al. 2002; Hüther 2010) eine besondere Aufmerksamkeit erhalten hat. Die grossen Primaten können Aufmerksamkeit zielgerichtet und zweckbestimmt koordinieren (Striano, Stahl 2005; Leavens, Racine 2008; Tomasello 2009), auf hinweisende Blicke und deiktische Gesten reagieren, orientiert in einem gemeinsamen Handlungsraum (Butterworth, Jarrett 1991). In diesem Geschehen finden spezifische Prozesse des Lernens statt, die – wie etwa Experimente zu „*joint attention*“ mit robotischem „Bootstrap Learning“ (Nagai et al. 2003) gezeigt haben – akkumulatives Wissen generieren können. Bei Kindern von Humanprimaten indes sind die Prozesse komplexer. Sie stellen *vernetzte Kommunikationen* her, sie blicken auf das Gezeigte und zurück auf den/die Zeigenden in einer Art, die **Bedeutungsgehalte**, sich herausbildende „**Vorstellungen**“ annehmen lässt, aus denen sich *Absichten/Intentionen, Sinnzusammenhänge in Bezogenheit* – „**shared meaning**“ ergeben, wie wir schon früh betont haben (Petzold, Goffin, Oudhof 1993, 241f.; Petzold, Beek, Hoek 1994, 509) und eine Verbundenheit zu Anderen und ein Interesse an den Anderen entsteht: ein *WIR* mit durchaus altruistischen Orientierungen (Warneken, Tomasello 2009). Einjährige Kinder, also noch in der Vorsprachlichkeit kommunizierend, verwenden selbst Zeigegesten, klinken sich in Zeigekommunikationen ein, zielen auf *gemeinsame* Verständigung in ikonischen Gesten, mimisch-gestische Erzählungen. Durch das Weiß der Bulbi, das die Iris umgibt, und sich in dieser Ausgeprägtheit nur bei den Humanprimaten findet, kann das Kind die Blickrichtung der Caregiver erkennen. Dabei ist zu beachten, dass die „*joint attention*“ nicht nur ein „triadisches Geschehen“ ist zwischen Caregiver, Infant und einem Dritten (Objekt, Person, Ereignis); welches ausserhalb der Dyade stattfindet. Es können auch zwei Personen die Aufmerksamkeit des Kindes triggern und lenken und – ist das Dritte eine Person, eine vertraute zumal – entstehen *rekursive Prozesse gemeinsamer Aufmerksamkeit*. Mit neun/zehn Monaten sind, so die Forschungsliteratur, Kinder in der Lage, Prozesse der Koorientierung und *joint attention* souverän zu vollziehen. Ihre sozialen Lernprozesse sind höchst komplex (Woodward, Needham 2008) und beständig kommen neue relevante Forschungsergebnisse hinzu, z. B. dass schon mit drei Monaten Säuglinge triadische und nicht-triadische Situationen unterscheiden können usw. (Striano, Stahl 2005), also in familialen Polyladen komplexe **Interaktions-** und **Kommunikationssysteme** entstehen, in denen durch verbale und nonverbale Informationsvermittlung differentielles und integratives Lernen in den „Mentalisierungsprozessen“ der Sozialisation erfolgt. Oder dass in solchen Kommunikationssystemen verbales und nonverbales Processing der Information wahrscheinlich in einem übergeordneten cerebralen Kommunikationssystem geschieht, in dem die nichtsprachlichen Botschaften ein besonderes Gewicht haben (Xu et al. 2009), was auch in der Interventionsmethodik bei Familienberatungen und -behandlungen zum Tragen kommen muss. Das jedenfalls ist die Sicht und Praxis der Integrativ-systemischen Therapie (Petzold 2004h, 2009c).

Michael Tomasello (2003, 2009) hat in seinen umfangreichen, vergleichenden Untersuchungen zum Kommunikationsverhalten zwischen Menschen- und Chimpansenkindern gezeigt, wie Humanprimaten aufgrund gemeinsam identifizierter und wahrgenommener Gegenständen ein *intersubjektiv geteiltes* Wissen entwickeln und Menschenkinder auch Repräsentationen von Objekten außerhalb ihrer Sichtweite aufbauen, dass also im Kontinuum der Erfahrungsräume durch das Zusammenspiel von deiktischen und ikonischen Gesten und (zunehmend) von Sprache sich bedeutungsvolle Kommunikationen herausbilden und die **Sinnerfassungs-** und **Sinnverarbeitungsfähigkeit** wächst, so dass etwa „die gestische Kommunikation von Kleinkindern ... sich auf die vollständig ausgebildete Erwachsenenstruktur zubewegt, wobei die eine oder andere Verfeinerung erst später hinzukommt“ (Tomasello 2009, 180). Es entstehen damit – so unsere Position (Petzold 2010f) – aus der „*shared attention*“ in gemeinschaftlich geteilten Mentalisierungsprozessen „*mentale Repräsentationen*“ des Kindes und ein *gemeinsames* Hintergrundwissen, das auch die Basis *gemeinsamen Sinn- und Bedeutungserlebens* (*shared meaning*, Petzold, Goffin, Oudhof 1993, 241) sowie „*gemeinsamer Intentionen*“ (*shared intentions*, Petzold, van Beek, van der Hoek 1994, 508f.) bildet, welche dann nach integrativer Sicht die Basis von „*gemeinsamen Volitionen*“ und „*kooperativen Handlungen*“ (*shared volitions and actions*) bilden, wie uns aus der feinkörnigen Beobachtung von Infant-Cargiver-Interaktionen/Kommunikationen ersichtlich wurde (ibid. 504ff).

Habermas unterstreicht in seiner Besprechung von Tomasellos bahnbrechenden Arbeiten: „... nur Menschen kommunizieren zum Zweck des Informierens und des Teilens, weil nur sie Intentionen aufeinander abstimmen ... .. An dieser Schwelle erweitert sich nämlich die selbstbezogene Intentionalität des einzelnen Artgenossen zum *extended mind* von Teilnehmern an gemeinsamen Praktiken“ (Habermas 2009). So werden Menschenkinder in „kollektive mentale Repräsentationen“ von **Polyaden** eingebettet, in geteilte Symbolwelten, Sprachwelten (Petzold 2010f), aber auch Bewegungs- und Klangwelten durch gemeinsames Tanzen und Singen/Musizieren (Spitzer 2003). Die beeindruckenden humanethologischen, evolutions-, musik- und neurowissenschaftlichen Forschungsergebnisse zu diesen Gemeinschaftsaktivitäten, zur *synchronisation of brains* bei musizierenden, singenden und tanzenden Menschen (Brown et al. 2004, 2006a, b) zeigen einmal mehr die polyadischen Prozesse, in denen sich *Sprache, ästhetische Erfahrung, Geist, Sozialität* und *menschliche Leiblichkeit* entwickelt haben (Fitch 2006, 2010; Mithen 2005; Petzold 2009c, 2010f; Tomassello 2010), Entwicklungen, die sich auf allen Altersstufen vollzogen haben und immer noch vollziehen, denn schon Säuglinge synchronisieren sich auf Musik und Rhythmus (Janata, Grafton 2003).

Kinder werden in Polyaden, in „Mehrpersonensysteme“, „WIR-Felder“ hineingebohren und damit Mitglieder von sozialen bzw. kulturellen Gruppen von Hominiden, die soziale Normen und Werte teilen und *prosoziale, altruistische* Motive und *melio-*

*ristische* Praxen entwickeln (Petzold 2009d; 2010o; Tomasello 2010), die wiederum durch „*shared resp. joint attention, joint intentions*“ operativ werden. Wir haben im Integrativen Ansatz das „**joining**“ von Intentionen und Willensimpulsen (Petzold, Sieper 2008c) in Menschengruppen betont auf der Basis von in „**Polyladen**“, sozialen Szenen und Interaktionen mit ihren Handlungskontexten verlaufenden „**polylogischen Kommunikationen**“, die sich schon in der Kleinkindzeit nachweisen lassen (Tomasello 2009, 175f). Sie führen durch geteilten Sinn (**shared meaning**) zu synchronisierten Intentionen und zu geteiltem lebensgestaltendem Handeln, in gemeinsamer welt- und Sozialbezügen. Tomasello hebt die „**shared intentionality**“ oder „Wir-Intentionalität“ hervor, die Fähigkeit, „mit anderen zusammen an kooperativen Aktivitäten mit geteilten Zielen und gemeinsamen Absichten“ mitzuwirken (Tomasello 2010). Das überschreitet klar einen *dyadologischen* ausgerichteten Ansatz und muss künftig auch zu vermehrter Erforschung von polyadischen Mehrpersonenkonstellationen und -interaktionen (bis in die Netzwerke/Konvois hinein, Hass, Petzold 1999) auch und gerade im Frühbereich führen.

Habermas interessieren die Ergebnisse Tomasellos, weil sie seine monumentale sozialphilosophische Theorie des „kommunikativen Handelns“ und seine Ideen zur „kommunikativen Kompetenz“ stützen (Habermas 1971, 1981, 1984, 2009). Uns interessieren sie, weil sie unsere Überlegungen und therapeutischen Handlungsstrategien zur „wechselseitigen Empathie“ (Petzold, Müller 2007), unser „Ko-responsenzmodell“ der Generierung von „Sinn als Konsens“ durch „polylogische Mentalisierungen“ und der Problemlösung „in kooperativer, kokreativer Performanz“ sowie unsere Sprach- und Narrationstheorie unterfangen (Petzold 1978c; 2007a, 2010f). Durch eigene kinderpsychologische und -therapeutische Forschungen hatten wir in den Prozessen der „Relationalität“ zwischen den „infants/children-in-development“ und ihren „relevanten Caregivern“ im Familiensystem das gemeinsame, wechselseitige Wahrnehmen und Handeln fokussiert und dabei ko-orientierte „**shared/joint attention**“ als Grundlage eines „**sensitive caregiving**“ identifiziert (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994), als Grundlage auch von Prozessen „**wechselseitiger Empathie**“, in denen „protektive Faktoren“ zum Tragen kommen können (Petzold, Goffin, Oudhof 1993; Petzold, Müller 2007). Ihr Fehlen kann sich durchaus nachteilig auswirken, wie Beobachtungen aus der Integrativ-Systemischen Therapie mit Kindern und ihren Familien zeigen (Höllrigl 2008; Michaelis, Petzold, dieser Band; Masten et al. dieser Band). Unsere Konklusion:

„Aus *gemeinsamen Wahrnehmens- und Aufmerksamkeitsleistungen (attention)* in Polyladen und ihrer mentalen Verarbeitung (*processing*) – wir sprechen hier auch von ‚Mentalisierung‘ – entwickeln sich die Fähigkeiten zu gemeinsamer Intentionbildung (**joint intentions**), zu gemeinschaftlichem Sinnerleben (**shared meaning**) und gemeinsamem Wollen (**joint volition**) und natürlich zu kooperativem miteinander Handeln (**joint action**). Diese nicht-linearen, multikausalen Prozesse müssen deshalb auch die Grundlage integrativ-therapeutischer Arbeit in Dyaden und Polyladen

(Familien, Gruppen, Teams) sein, einer aktiven, aktionalen, intermedialen, leibnahen Therapiepraxis und Projektarbeit, die ein breites Stimulierungsangebot anbietet, um solche Prozesse zu fördern“ (Petzold 2000h).

Diese entwicklungspsychobiologischen Erkenntnisse, die wir aus der empirischen, videogestützten Forschung bei frühen Polyaden gewinnen konnten, boten für uns auch Modelle für die Gestaltung der therapeutischen Arbeit und therapeutischen Beziehung (Petzold, van Beek et al. 1994). Sie bekräftigten für uns einmal mehr unsere Kritik des *Freudschen* Arbeitsmodells, das das Polyadische ausblendet und in dem statt „Eindeutigkeit und Integrität“ vielfältiger Beziehungsgestaltung (Sieper, Orth, Petzold 2010) zurückgenommene Abstinenz (ihr Symbol: die Couch-Analyse) gesetzt wird, die den gemeinschaftlichen Vollzug von *joint attention, intention, meaning, volition, action* behindert, nicht zuletzt durch Monokausalität und linearkausales Konzeptualisieren. Wir schrieben 1993: „Die neuen Modelle etwa systemischer Psychotherapie (Ludewig 1992), sind hier vielversprechender, besonders, wenn sie mit einer Longitudinalperspektive verbunden werden. Aber der Grad der Elaboration lässt noch zu wünschen übrig. Unverzichtbar ist indes, dass Therapeuten beginnen, eine einseitig linearkausale Perspektive zu überwinden“ (Petzold, Goffin, Oudhof 1993, 242). Wir bemühen uns deshalb um einen mehrperspektivische Sicht, um multiple Konnektivierungen in systemischen Zusammenhängen, um einen ko-respondierenden und kooperativen Beziehungsstil, der die genannten Qualitäten des „*joinings*“ und „*sharings*“ aufgreift und eine reiche, *Verbalität* und *Nonverbalität* bewusst einsetzende Kommunikation anstrebt (Petzold 1974j, 2004h). Im konvivialen Raum der therapeutischen Situation wird so eine kokreative Gestaltung der Therapiebeziehung möglich und ein Transfer in Alltagszusammenhänge vorbereitet, in denen dann eine kooperative Gestaltung von Beziehungen in der sozialen Lebenswirklichkeit der Familie und in den amikalen und kollegialen Netzwerken erfolgen kann.

Auf der Grundlage der kommunikativen und empathischen Prozesse zwischen den Angehörigen **familiärer Polyaden** auf allen Altersstufen – also intergenerational – haben sich die Fähigkeiten von „*joint intentionality*“ (vgl. Tomasello 2009) ausgebildet, von gemeinsamem Denken, Planen, Fühlen, Wollen und Handeln, von „*joint competence and performance*“, was immer mit gemeinsamem „*komplexen Lernen*“ (Sieper, Petzold 2002) und mit der generationenübergreifenden Weitergabe des Gelernten verbunden ist, Fähigkeiten, die in ihrer hohen, überlebenssichernden Qualität den Erfolg der Sapienshominiden ausmachten und ausmachen.

### 3.2 Nahräume der Entwicklung als polyladische Sozialisationsräume

Die komplexen Sozialstrukturen und relevanten Inhalte der jeweiligen Humankultur werden in der Inter- und Transgenerationallität (Petzold, Horn, Müller 2010) von verschiedenen SozialisatorInnen (zu denen auch ältere Kinder gehören) altersspezifisch in „Zonen nächster Entwicklung“ transportiert.

„Der Schlüssel dazu, das Psychische auf den einzelnen Altersstufen zu verstehen, liegt [ ... ] in dem Problem der Gerichtetheit“ (Vygotskij 1987, 309) von Antrieben des Kindes und den adäquaten Umweltantworten. Es findet sich „in jeder bestimmten Kindheitsphase jeweils ein anderes System von Trieben und Strebungen“ (*ibid.*) und damit finden sich andere „Dominanten“, wobei „mit der zunehmenden Entwicklung der höheren Zentren [ ... diese ] einen wesentlichen Teil ihrer früheren Funktion den neuen Gebilden überlassen, die Funktionen also nach oben verlagert werden“ (*ibid.* 467).

Ein Beispiel für die Arbeit in der „Zone proximaler Entwicklung“ mit differentiellen Strategien der Beelerung (Parenting) sei gegeben:

*Differentielles Caregiving „im Bereich des Entwicklungsniveaus des Kleinkindes vom zweiten bis zum vierten Lebensjahr erfordert:*

1. *Einstimmen auf die emotionale Lage des Kleinkindes.*
2. *Austausch mimischer und vokaler affektiver Botschaften.*
3. *Differenzierende Benennung von Gefühlen und inneren Zuständen mit affektiver Intonation in altersspezifischer, kindgemäßer Weise.*
4. *Umstimmen von Affekten des Unwohlseins, der Irritation, des Schmerzes usw. in Richtung positiver Gefühlslagen.*
5. *Fördern von Kommunikationsvielfalt in komplexeren sozialen Situationen.*
6. *Vermitteln von Sicherheit, Reduktion von Fremdheitsgefühlen durch Gewährleistung von 'schützenden Inselerfahrungen'.*
7. *Bereitstellen von stimulierenden Angeboten durch Spiel, Experimentieren, Wahrnehmungs-, Erfahrungs-, Erlebnismöglichkeiten 'mit allen Sinnen' (Merleau-Ponty).-*
8. *Hilfen bei der kognitiven Strukturierung von Situationen.*
9. *Ermöglichung empathischer Verhaltensweisen von Seiten des Kindes im Sinne 'mutueller Empathie'.*
10. *Aushandeln von Grenzen in der Kommunikation, damit der 'potential space' (Winnicott) zugleich Freiraum und Struktur, Explorationsmöglichkeiten und Sicherheit bietet.*

*Diese Verhaltensformen kommen dann auch in der regressionsorientierten leib- und bewegungstherapeutischen Arbeit mit Jugendlichen und erwachsenen Patienten zum Tragen ...“ (Petzold, an Beek, van der Hoek 1994, 589f.). „Es spielen sich hier Vorgänge ab, die schon Vygotskij mit seinem Konzept der mütterlichen (väterlichen, großmütterlichen etc., sc.) Führung in der 'Zone proximaler Entwicklung' beschrieben hatte“ (*ibid.* 575).*

Es ist klar, dass die ZPE auch immer ein **prekärer** Bereich ist, in dem Störungen auftreten können und – etwa in Devianzmilieus – auch dysfunktionale Lerninhalte weitergegeben werden, was etwa die Entwicklung der Gewissensfunktionen anbelangt (Mahler 2009; Petzold, Orth, Sieper 2010) bei der „deviante Werte“ vermittelt werden können.

In der Entwicklung und damit in der Persönlichkeitsstruktur des Kindes und Jugendlichen gibt es für Vygotskij „nichts Beständiges, Endgültiges, Unbewegliches.

Alles in ihr *ist Übergang*, alles fließt“ (Vygotskij 1987, 658, kursiv im Original). Die „Zonen proximaler Entwicklung“ regulieren dabei die Dynamik des interaktiven Entwicklungsgeschehens. Wie verschieden ist doch eine solche Sicht von den psychoanalytischen Determinismen *Freuds!* In unserem integrativen, entwicklungstheoretischen Ansatz haben wir durch *Vygotskij* Anregungen für zwei Leitideen gewonnen und weiterführend ausgearbeitet:

1. Der kulturhistorische Ansatz bestärkte unsere Idee der **Polyade** als eines für Humanprimaten spezifischen von Multidirektionalität, Mutualität, Reziprozität gekennzeichneten „Entwicklungs- bzw. Individuationsfeldes“ in Form der familialen Primärgruppe und anderer Nahraumgruppen. Wir fokussieren hier – anders als dyadologische und dialogische Denkfiguren etwa bei *Buber*, *Perls*, *Rogers* oder in der dyadischen Bindungsforschung der *Bowlby-Ainsworth*-Tradition und der dyadisch orientierten Dialogtheorie (*Sampson* 1993) – konsequent auf Mehrpersonensettings mit ihren **Polylogen**, denn *Menschen sind in Polyladen zu Menschen geworden, und sie leben und interagieren über ihr Leben hin in Polyaden* (Petzold 2005; Petzold, Orth 2004b). Polyaden sind in der Spätmoderne durch risikogesellschaftliche Verhältnisse (*Beck* 1986; *Bourdieu* 1997, 1998) zunehmend komplexer, entfremdeter, prekärer geworden. Sie mussten Konvivialitäts- und Intimitätsverluste hinnehmen, so dass eine Tendenz zu einer „Zuflucht“ in die Intimität der Dyade (*Sennett* 1987) aufgekommen ist – dyadische Psychotherapie ist ein Ausdruck dieser Tendenz, Gruppentherapie ist immer weniger gefragt. Aber Dyaden werden uns nicht retten. Es gilt die **Polyladen** zu meistern und unsere Fähigkeiten zu entwickeln und zu bestärken, sie mit affilialem und konvivialen Qualitäten auszugestalten. Deshalb betonen wir das Polyaden- und Polylogkonzept (Petzold 2002c).

2. *Vygotskij*s Konzept der **ZPE** bestärkte unsere Idee „**protektiver Affiliationen**“, „**schützender Nahraumbeziehungen**“, die reich an Ressourcen und Schutzfaktoren sein sollten (Petzold 1997p; Petzold, Müller 1998; Petzold, Goffin, Oudhof 1993), als Hilfen in „kritischen bzw. sensiblen Phasen“ durch Bereitstellung „schützender Inseln“, „safe places“ (*ibid.*). Sensible, kritische Phasen vertritt auch die moderne Entwicklungspsychobiologie. In ihnen kommt es durch genetische Aufschaltungen zu Bereitschaften, Bedürfnissen bzw. Motiven, die Umweltantworten brauchen. Es entstehen so „funktionale Systeme“, organisierende Prozesse, die der bedeutende russische Physiologe und Systemtheoretiker *A.A. Ukhtomskij* (2004) als „Dominante“ bezeichnet hatte. *Vygotskij* (2004) rekurriert verschiedentlich auf dieses für das Verständnis der **ZPE** wesentliche Konzept (*Jantzen* 2008, 233). Damit diese nützlichen Modellvorstellungen aber nicht zu biologistisch-systemischen Verkürzungen führen, müssen sie **beziehungstheoretisch** unterfangen werden (Petzold 1991b/2003a, 781-850), zumal in Krisen, in kritischen Phasen, wie sie *Vygotskij* (1987a) ja beschreibt, *empathische Unterstützung* und liebevolle Bestärkung notwendig sind.

Die **ZPEs** müssen deshalb zugleich auch, wie ich betont habe, „**Zonen optimaler Proximität**“ (**ZOP**) sein, die protektive Qualitäten bereitstellen, wie sie affilialem Nahraumverhältnisse kennzeichnen (Petzold, Müller 2005/2007): Schutz, Geborgenheit, Vertrauen, Empathie, Konvivialität, Mitgefühl, Liebe, Fürsorge, Förderung u.a.m. *Vygotskij*, der sich beziehungstheoretisch nicht vertiefend geäußert hat, hat mit der **ZPE** aber einen strukturellen, dialogischen/polylogischen Rahmen ge-

schaffen, in dem die integrative Beziehungstheorie mit ihren Konzepten „Konfluenz, Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung, Abhängigkeit“ (Petzold 1991b/2003a) förderliche und heilsame „**Zonen optimaler Proximität**“ (ZOP) bereitstellen kann.

Nach *Vygotskij* bestehen „**Zonen proximaler Entwicklung**“ (ZPE) „im Abstand zwischen dem aktuellen Entwicklungsniveau, gemessen an der Fähigkeit zu selbständigem Problemlösen, und dem Niveau potenzieller Entwicklung, gemessen an der Fähigkeit zum Problemlösen unter der Anleitung eines Erwachsenen oder in Zusammenarbeit mit einem kompetenten Peer“ (Vygotskij 1978, 86). Das Konzept bietet ein entwicklungs- und erziehungspsychologisches Modell, ist in der Pädagogik und Heilpädagogik vielfach aufgegriffen worden (Rogoff, Wertsch 1984; Davydov 1998; Smagorinsky 2007) und konnte weiterentwickelt werden, etwa von Jerome Bruner et al. mit der Idee des „*scaffolding*“: dem Bauen eines Stützgerüsts (*scaffold*) durch kompetente Helfer als *passgenaue* Hilfe und Unterstützung bei neuen Lern- und Entwicklungsaufgaben (Berk, Winsler 1995; Bodrova, Leong 1998; Holton, Clark 2006). Die Helfer vermitteln persönliche und gesellschaftliche Wissensstände, bis sie dem Lernenden so weit zu „zu eigen“ geworden sind, dass eigenständige Weiterarbeit aufgrund der verinnerlichten Hilfe und ggf. gewonnener „Metafähigkeiten“ möglich ist. Als solche bezeichnen wir metakognitive, metaemotionale und metavolitve Fähigkeiten, die einen hohen Grad an Verfeinerung und Konnektiviertheit gewonnen haben, wie Besonnenheit, emotionale Intelligenz, sinnliche Reflexivität, Sinnlichkeit (Heuring, Petzold 2003). Das „mit Hilfe“ und „Stützstrukturen“ Gelernte kann dann in selbstwirksamer „Eigenhilfe“, Eigenaktivierung und Eigenstütze weitergeführt werden. *Scaffolding* kommt in gelingender familialer Erziehungsarbeit, in der Kleinkindpädagogik, aber auch in Andragogik und Geragogik als Arbeit in der ZPE zum Tragen und – das sei ergänzt – als Arbeit mit der Qualität *optimaler Proximität* (ZOP). Genau das ist aber auch in therapeutischer Arbeit notwendig: passgenaue Hilfen, Förderung in zwischenmenschlicher Bezogenheit und Zuwendung bei Lern- und Entwicklungsprozessen zu geben. Solches „*scaffolding*“ findet sich in unserer therapeutischen Praxis unter Begriffen wie „supportive Therapie“, „übungs- und erlebniszentrierte Modalität“, „agogische bzw. psychoedukative“ Förderung (Petzold 1978c, 2002b), die einen wichtigen Teil in Heilprozessen ausmachen. Im Integrativen Ansatz wenden wir die *Vygotskijschen* Prinzipien der Unterstützung und Förderung in „Zonen proximaler Entwicklung“ an durch jeden der von uns entwickelten „Vier Wege der Heilung und Förderung“<sup>23</sup>, als eine Praxis „optimaler Nahraumgestaltung“ (Proximität), die **benigne Interiorisierungen** und **konstruktive Mentalisierungen** ermöglichen soll.

Mit *Vygotskij* gewinnen wir eine **zentrale Erkenntnis** für jede pädagogische und therapeutische Arbeit:

---

<sup>23</sup> 1. Weg der Einsicht und des Sinnerlebens, 2. der emotionalen Differenzierungsarbeit, 3. der Erlebnisaktivierung und Kreativierung, 4. der Solidaritätserfahrung (Petzold 1988n; Petzold, Orth, Sieper 2006)

Durch die Erfahrungen in der ZPE – beginnt „das Kind im Entwicklungsprozess jene Verhaltensformen sich selbst gegenüber anzuwenden [ ... ], die zunächst andere ihm gegenüber praktiziert haben“ (Vygotskij 1992, 230).

Es kann eine *intramentale* „**persönliche Identität**“ aufbauen, die immer mit der *intermentalen* „**sozialen Identität**“ – über Familie, Milieu, Schule vermittelt – verschränkt ist und bleibt, wie ich es in meiner „Identitätstheorie“, Teil der „Integrativen Persönlichkeitstheorie“ (Petzold 2001p, 1992a/2003a, 432ff), erarbeitet habe. Die zu interiorisierenden Erfahrungen durchlaufen dabei in meinem Modell „Bewertungsprozesse“ von zunehmender Differenziertheit: es erfolgen **limbisch-emotionale Bewertungen**, *valuations* genannt (Ereignissen wird ein affektiver „value“ gegeben) und **präfrontal-kognitive Einschätzungen**, *appraisals* genannt (Ereignisse werden rational beurteilt „appraised“). Bei Jugendlichen und Erwachsenen kommt es auch zu einer, beide Prozesse verbindenden **besonnenen, ästhetischen und ethischen Wertentscheidungen** (ein *sound judgement* zu Ereignissen nach sorgfältiger Reflexion und Abwägung). Auf dieser Basis erfolgen dann **differentielle Interiorisierungen/Internalisierungen**, aus deren Verarbeitung (*processing*) normative Maßstäbe gewonnen werden. Es erfolgt die **Gewissensbildung** (Mahler 2009; Petzold, Orth, Sieper 2010), die handlungsleitend wird.

Mit einer solchen, Vygotskijs Positionen einbeziehenden und erweiternden Sicht überschreitet das Interiorisierungskonzept die psychoanalytischen bzw. gestalttherapeutischen Vorstellungen von „Introjektion“ oder rein rezeptiver „Internalisierung“ und ergänzt einen bislang weitgehend defizienten Theoriebereich im systemischen Ansatz. In unseren klinischen Beobachtungen und Erfahrung konnten wir Folgendes feststellen: PatientInnen, die in der Therapie Fürsorge und Wertschätzung erleben – wie sie Ferenczi (Petzold 2006g, w) praktizierte, und wie wir sie in seiner Folge in der Integrativen Therapie in *optimaler Proximität* bereitzustellen suchen<sup>24</sup> – fangen an, sich selbst gegenüber diese Qualitäten zu praktizieren. Vygotskij hat das für die Interiorisierungsprozesse von Kindern beschrieben. Kinder wie PatientInnen werden durch den erlebten, achtsamen Umgang ihrer Bezugspersonen achtsam für sich, entwickeln Selbstfürsorge und Selbstliebe – die in der Antike so hoch gewertete „*philautie*“, die Hadot (1991) und Foucault (1985, 1986) für eine Ethik des Umgangs mit sich selbst in unserer Zeit fruchtbar gemacht haben (Petzold, Orth, Sieper 2010). Wichtig bei dieser Sicht der **Interiorisierung** ist, dass mit dem interiorisierten Material immer der Andere/die Anderen als Vermittelnde mit im Aufgenommenen, im **Intramentalen**, anwesend sind und bleiben: mit ihrem Wohlwollen, ihrer Wertschätzung, Fürsorge und Liebe – ich habe hier von „Inneren Beiständen“ gesprochen (Pet-

<sup>24</sup> Ein zentraler Wirkfaktor (Petzold 1993p/2003a, 1037ff), wie auch unsere Therapieforschung zur IT bestätigt (Petzold, Hass et al. 2000; Steffan 2002; Petzold, Rainalds 2006).

zold 1985l). In der Tat: „Ohne Sympathie keine Heilung“ (Ferenczi 1988). **Geliebt worden zu sein, ist die Voraussetzung, lieben zu können**, und Lieben ist mehr als die genetische Disposition zur „friendly companionship“, die die Entwicklungsneurobiologie annimmt (Trevorthen 2001) und die sozialpsychologische Affiliationstheorie vertritt (Petzold, Müller 2007). Hier bedurfte Vygotskijs Konzeption der Vertiefung und zwar mit anderer Schwerpunktsetzung als bei Erich Fromm (1956), der gleichfalls annimmt, dass es ein menschliches Grundbedürfnis sei, zu anderen und zu sich selbst ein Gefühl der Bezogenheit zu entwickeln. Das sei die Basis für seelische Gesundheit. Er betont auch, dass die Fähigkeit zur Selbstliebe die Fähigkeit voraussetze, andere lieben zu können. Hier setzen wir die Akzente anders: Das Kind braucht Mutter-, Vater-, Caregiver-Liebe, Jungendliche, Erwachsene brauchen Partnerliebe, Freundschaft, Eltern brauchen Kindesliebe, Großeltern Enkelniebe .... immer auch mit dem „**Interiorisierungs-Effekt**“, dass nämlich Menschen die erfahrene Liebe auch sich selbst gegenüber für die Selbstliebe nutzen können und aus diesem Schatz wieder ihren Nahraumpersonen Liebe geben. In frühen Kinderzeiten empfangene Liebe bietet die Grundlage dafür, sich lieben zu können, „philautie“ zu entwickeln, für sich Sorge zu tragen (Foucault 1986).

Der „Interiorisierungs-Effekt“ auf dem Boden der ZPE/ZOP-Konzeption findet sich an vielen Stellen menschlichen bzw. zwischenmenschlichen Verhaltens. Beispielsweise hat Trost – eine ZOP-Qualität – nicht nur die Funktion der Tröstung des aktuell verschreckten oder verletzten Kindes, sondern das Trösten vermittelt ihm dabei auch die Fähigkeit zur Selbsttröstung, genauso wie der traumatisierte Patient durch Tröstung in untröstlichem Leid sich wieder selbst Trost zuzusprechen lernt (Petzold 2004l). **Empathie** dient nicht nur der einfühlsamen Handhabung von Bedürfnissen eines Kindes oder von belasteten PatientInnen, sondern lehrt diese Menschen zugleich Selbstempathie und eigengesteuerte Bedürfnisregulation, oder restituiert diese Fähigkeiten, wo sie beschädigt wurden. Im Erfahrungsfeld der ZPE/ZOP finden alle wichtigen Prozesse sozialen bzw. sozialvermittelten Lernens statt, und zwar im Sinne unserer „Entwicklungspsychologie und Entwicklungstherapie der Lebensspanne“ und unseres Konzepts „persönlich bedeutsamen, lebenslangen Lernens“<sup>25</sup>, Lernprozesse, die bis ins hohe Alter wirksam sind. – Hier haben wir den Vygotskijschen Rahmen ausgedehnt (Petzold 2008i, Petzold, Bubolz 1976), denn in unserer komplexen Lerntheorie betonen wir: Lernen und Veränderung erfolgt durch *komplexe Erfahrungen* als ein *differentielles u n d ganzheitliches Lernen*, das *persönlich bedeutsam ist und leibliches Erleben, emotionale Erfahrungen und kognitive Einsicht in Bezogenheit zu Ereignissen von vitaler Evidenz verbindet* (vgl. Petzold 1992a, 827, 916f; Sieper/Petzold 1993). Unsere Formulierung „in Bezogenheit“ steht in der Tat für „Zonen proximaler Entwicklung“ (**ZEP**), die von einer Qualität „optimaler Proximität“ (**ZOP**) erfüllt sind.

---

<sup>25</sup> Sieper 2007; Petzold, Sieper 1970; Sieper, Petzold 1993; Petzold 1992e

Vygotskij betont: „... alle höheren Funktionen [Denken, differentielles Fühlen und Wollen, sc.] sind interiorisierte Beziehungen sozialer Ordnung – und bilden damit die Grundlage der gesellschaftlichen Struktur des Individuums“ (Vygotskij 1992, 237). Er kommt damit zu seiner berühmten Konklusion, dass Entwicklung „nicht vom Individuellen zum Sozialisierten, sondern vom Sozialen zum Individuellen erfolgt“ (*idem* 1972, 44). Das „**Inter**“ des Sozialen wandert in das „**Intra**“ des Individuums, das durch solche **Interiorisierung** durch und durch sozial imprägniert ist und sich beständig als soziales Wesen selbst und im Miteinander mit relevanten Anderen reguliert, durch **Exteriorisierungen** in das Soziale zurückwirkt und damit seine Qualität mitgestaltet. Der Mensch gibt dabei zumeist weiter, was er empfangen hat. Hoffentlich war Empfangenes gut! Eine solche Sicht steht dem Individualismus der tiefenpsychologischen und humanistischen Therapieformen in der Folge von Freud – etwa bei Perls und z.T. auch bei Rogers in scharfem Kontrast entgegen – Moreno ist hier auszunehmen. **Interiorisierung** in dieser Form, das haben wir in der Integrativen Therapie aus unserer evolutionsbiologischen Sicht hervorgehoben (Petzold 2005t, 2006j, 2008m; Osten 2009), ist möglich, weil sich bei uns im Prozess der Evolution in Primatengruppen (etwa durch Entwicklung von Spiegelneuronen, Rizzolatti et al. 1996; Petzold 2002j, 2204l) und spezifisch durch die Hominisation in **Polyladen** neuroanatomische und -physiologische Muster ausgebildet haben, die auf die **Anderen** und die Aufnahme und Verarbeitung des von ihnen in „Zonen proximaler Entwicklung“ Angebotenen ausgerichtet sind, ja auf die **Interiorisierung** dieser Anderen selbst als „innere Beistände“ (*idem* 1985l), die uns „bewohnen“, in unsere Persönlichkeit eingeschmolzen werden (Meads „generalized other“) und unser **Selbst** und unsere **Identität** bestimmen. Das ist die Position Integrativer Persönlichkeits- und Identitätstheorie (Petzold 2001p). In der Integrativen Therapie hat die Spiegelneuronenforschungen unsere klinisch-interventive Praxis, die seit ihren Anfängen mit Spiegelungen und Synchronbewegungen arbeitet (vgl. *idem* 1974j, 1988n; mit Bezug auf die Säuglingsforschung 1993a/2003a, 593ff), vollauf bestätigt (Lamacz-Koetz 2009). Sie hat überdies eine hohe Anschlussfähigkeit an unsere Referenzautoren Bernštejn, Lurija, Vygotskij und unsere Arbeit mit nonverbaler Kommunikation (Petzold 2003a, 1080ff; 2004h; Lamacz-Koetz, Petzold 2009).

Menschen sind *ab ovo* **Mitmenschen**. Sie sind auf multidirektional-wechselseitige, empathische und intime „Zwischenleiblichkeit“ und „konviviale Gemeinschaft“ angelegt (Orth 2002, 2010), auf gemeinschaftliches Erkunden – der **Neugierde-Antrieb** „steckt an“, explorative Neugier will geteilt werden. Neugierde führt oft zu gemeinsamem Gestalten – der **Poiesis-Antrieb** reißt mit, poetische Kreativität tendiert zu Kokreativität. Die Interiorisierungsfähigkeit der Menschen, ihr Imitationslernen, ihre emotionale Affizierbarkeit (Wallon 1984), ihre Ko-Kognitionen und Ko-Volutionen (Petzold, Sieper 2008), d.h. ihre „**Ko-Mentalisierungen**“ und ihre „**Ko-Kreativität**“ (Iljine, Petzold, Sieper 1967) sind Ausdruck ihres Menschseins, das von einem lebenslangen „Entfaltungspotential im affilialen Mit-Sein“ gekennzeichnet

ist. Die lebenslangen **Interiorisierungen**, als Austauschprozesse in „Zonen proximaler Entwicklung“ verstanden, die keineswegs immer als dyadisch und dialogisch organisiert gedacht werden dürfen, sind von *strukturellen Wechselseitigkeiten* (Mutualität) gekennzeichnet, in denen jeder Beteiligte gibt und empfängt. Es handelt sich, wie auch *Jantzen* (2008, 176f) hervorhebt, um Austauschprozesse in und zwischen Semiosphären, das sind Sprach- und Handlungsräume (*Lotman* 1990), in denen **Polyloge**<sup>26</sup> möglich sind, weil „die Teilnehmer unterschieden [sind sc.] und zur gleichen Zeit ein semiotisches Bild des Anderen in ihrer Struktur haben“ (*ibid.*, 55). Deshalb bieten die dadurch möglichen kognitiven, emotionalen, volitiven **Mentalisierungsprozesse** die Chance nicht nur zu Wachstum und Poiesis im individuell-persönlichen Bereich, sondern zugleich auch in affilierten Kollektiven, in familialen, amikalen, kollegialen Polyaden.

In Bereichen affilialer Vertrautheit, Nahraumverbindungen in der Familie, in Freundschaften, Peergruppen, in pädagogischen und therapeutischen Beziehungen, wird ko-emotionales, ko-volitives, ko-kognitives Lernen besonders gut möglich, weil man angstfrei experimentieren kann und mit Freude an Erfolgen in persönlich bedeutungsvolle und lebensweltlich relevante Lernprojekte investiert, unter der Devise: „**Ich mache mich selbst zum Projekt, indem ich mit anderen Projekte der Lebensgestaltung mache!**“ Diese „Zonen der nächsten Entwicklung“ (*Jantzen* 2008, 231ff) als „Zonen des Miteinanders“ sind prospektiv-prozessual bestimmt durch die potentiellen Entwicklungsmöglichkeiten zu höheren Lösungsebenen hin, die Kinder mit Hilfe von Mutter, Vater und Erwachsenen des Nahraums erreichen können. In der Interaktion mit Erwachsenen oder anderen Kindern in „Zonen proximaler Entwicklung“ eignet sich das Kind „die gesellschaftlichen Verhaltensformen an und überträgt sie auf sich selbst“ (*Vygotskij* 1992, 230). Das ist *Janets* (1926, 1928) „psychologisches Grundgesetz“, nachdem ein Kind im Entwicklungsprozess jene Verhaltensformen sich gegenüber anzuwenden beginnt, die zunächst andere ihm gegenüber praktiziert haben. Sein Schüler *Piaget* (1970, 95) folgt ihm in dieser Auffassung. *Vygotskij*, dem wir hier vollauf zustimmen, sieht hier das *ganze Netzwerk*, in dem sich das Kind befindet und das Möglichkeiten der Nachahmung, Internalisierung, Mentalisierung bietet, als Einflussgröße. Mit *Blonskij* (1928) nimmt er genetische Schemata des Menschen an (heute sprechen wir von „sensiblen Phasen“), die sich – so seine evolutionstheoretische Argumentation – in der „vieltausendjährigen Geschichte seiner Entwicklung“ ausgebildet haben (*Vygotskij* 1931/1992, 230) und sich in Alltagsinteraktionen der Ontogenese aktualisieren. *Vygotskij*s „genetisches Grundgesetz

---

<sup>26</sup> Natürlich finden nach meiner Polylogtheorie (*Petzold* 2002c) in **Polylogen**, polyphonen Dialogen (*Bakhtin*) auch „Dyaloge“, Zwiegespräche statt (etwa in fälschlich so genannten „Einzeltherapien“ (sie sind immer dyadische Therapien), aber in jedes Zweiergespräch treten mental immer wieder Andere ein, über die man erzählt, die man erwähnt oder die **impliziert** anwesend sind und den/die Sprechakte, ja die Sprecher mit ihrem Eintreten verändern, und dann wird evident: der **Dialog** ist ein **Polylog** geworden oder eigentlich schon zuvor gewesen. Es ist in der Therapie von eminenter Wichtigkeit, die polylogische Qualität scheinbarer Zwiegespräche zu erkennen und zu berücksichtigen.

der kulturellen Entwicklung“ besagt Folgendes: „Jede Funktion tritt in der kulturellen Entwicklung des Kindes zweimal ... in Erscheinung – zunächst auf der gesellschaftlichen, dann auf der psychischen Ebene (also zunächst zwischenmenschlich als *interpsychische*, dann innerhalb des Kindes als *intrapsychische* Kategorie“ (*ibid.*, 236, meine Hervorhebung). Der Begriff der „**Mentalisierung**“, wie wir ihn im Integrativen Ansatz verwenden, liegt – das dürfte deutlich geworden sein – nahe bei *Vygotskijs* und *Lurijas* (1930) Konzept der „höheren psychischen [mentalen] Funktionen“, die sich über den gesamten Entwicklungsprozess in der Kindheit – wir vertreten sogar: in der „Lebensspanne“ (*Petzold* 1999b; *Sieper* 2007) – in Kollektiven/Netzwerken durch Aufschaltungen in sensiblen Phasen und durch die entsprechenden Umweltantworten und deren **Interiorisierungen** herausbilden. Das hat gute Schnittmengen mit den Konzepten des „*extended mind*“ von *Andy Clark* (vgl. 1.2). Damit verbunden wird, wie schon aufgewiesen, die Idee einer komplexen „Sozialisation der Wechselseitigkeit“, die die „gesellschaftlichen Beziehungen in psychische Funktionen umwandelt ... Wir fragen, wie das Kollektiv bei diesem oder jenem Kinde die höheren psychischen Funktionen hervorbringt“ (*Vygotskij* 1931/1992, 238). Damit „erscheint die Rolle des Kollektivs in der kindlichen Entwicklung in anderem Licht“ (*ibid.*). Zur Verdeutlichung: „Argumente entstehen zunächst in der Auseinandersetzung zwischen Kindern und werden erst im Anschluss danach interiorisiert, und zwar je nach Entwicklungsstufe der kindlichen Persönlichkeit ... Es ist wichtig zu bemerken, dass sich im Verlauf der kindlichen Verhaltensentwicklung die genetische Rolle des Kollektivs verändert“ (*ibid.*, 230f). „*Die Zone möglicher Nachahmung fällt mit der Zone der eigenen Entwicklungsmöglichkeiten eines Lebewesens zusammen*“ (*ibid.*, 215), aber auch mit dem Potential des Kollektivs, Materialien von adäquater „Passung“ dem Kind entwicklungsaltersspezifisch anzubieten. In Kollektiven stattfindende, von Spiegelneuronen gestützte Nachahmungsprozesse (*Rizzolatti et al.* 2001; *Stamenov, Gallese* 2002), Interiorisierungs- bzw. Internalisierungsmöglichkeiten von *kognitiven, emotionalen und volitionalen* Materialien in Mentalisierungsprozessen auf den jeweiligen Entwicklungsniveaus mit den entsprechenden „sensiblen Phasen“ bestimmen die Mentalisierungsprozesse in fortschreitender Entwicklung von einfachen mentalen Repräsentationen bis zu „*intentions and symbolic representations of purposeful action*“ (*Vygotskij* 1978, 37), wie in der späteren Kindheit. Mit dem „*purposeful*“ ist auf der repräsentationalen Ebene eine Zukunftsperspektive impliziert, öffnet sich ein gesellschaftlicher Zukunftsraum, denn das charakterisiert komplexe Sozialisationsprozesse: sie bereiten Menschen auf die Partizipation am gemeinschaftlichen Leben vor durch Mentalisierungen, die dann in der eigenen Lebenspraxis des Subjekts handlungsleitendes Wissen bereitstellen. Das integrative Verständnis „**komplexer Sozialisation**“ wurde von mir wie folgt umrissen:

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen *Kontexten* entlang des *Zeitkontinuums* (*Petzold, Bubolz* 1976) aufgefasst als der – gelingende oder misslingende – Prozess der Entstehung und Ent-

wicklung des Leibsujekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvois (vgl. *Hass Petzold* 1999) über die *Lebensspanne* hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und *Feldkräfte* unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (*J. Assmann* 1999), Förderung oder Misshandlung. Dabei wird der Mensch als 'produktiver Realitätsverarbeiter' (*Hurrelmann* 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als 'Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse' (vgl. *Brandstädter* 1985, 1992) durch Meistern von 'Entwicklungsaufgaben' (*Havighurst* 1948), durch Identitätsentwürfe, Ausbildung von 'Identitätsstilen', Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (*Vygotsky* 1978) in einer Weise, dass die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (*Müller, Petzold* 1999) sich beständig verändern und er sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von 'social worlds', kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen). Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektivierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten" (*Petzold* 2001p).

Sozialisationsrelevantes Wissen wird von Bezugspersonen (Eltern, Lehrern) und Sozialisationsagenturen (Kindergarten, Schule) weitergegeben und zwar einerseits *intentional* und andererseits überwiegend *fungierend* im Alltagsgeschehen, also unbewusst, bzw. durch nicht bewusst beabsichtigte Vermittlung von Inhalten, die mentalisiert werden können: von beiden Seiten, denn Sozialisation erfolgt *wechselseitig* (*Goslin* 1969; *Hurrelmann, Ulich* 1980, 1991). Die Eltern sozialisieren die Kinder, aber auch die Kinder sozialisieren die Eltern. In der Adoleszenz werden solche Prozesse sozialisierender Mentalisierung von vielen Jugendlichen auch erkannt, bewertet, ggf. mit Auflehnung, Ablehnung und auch mit dem Gewinn eines eigenen kritisch-besonnenen Standortes beantwortet. So können durch einen abständigen Blick auf die eigene Sozialisation und eine metareflektierende Analyse ihre Perspektiven entstehen, die die Qualität von **Metamentalisierungen** haben. Das gelingt umso besser, je bewusster Eltern sich ihrer sozialisatorischen Arbeit waren und selbst aus „exzentrischer Position“ ihre kognitive und emotional-empathische Erziehungsarbeit sowie ihre Gestaltung des familiären Klimas aus „reflektierter Intuition“ steuern konnten. Die Fähigkeiten zu „sinnlicher Reflexivität“ (*Heuring, Petzold* 2003) und „emotional-

ler Intelligenz“ (Goleman 1996; Mayr et al. 2004) erwachsener Mitglieder eines gemeinsamen Sozialisationsprozesses, ihr reflektiertes und metareflektiertes sozialisatorisches Handeln bereiten *fungierend* die anderen, jüngeren Mitglieder der Sozialisationsmatrix auf eigenes Mitwirken an gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen vor. „Emotional intelligente“ Reflexivität und Metareflexivität vermittelt sich in familialen Systemen in Prozessen und Stilen differenzierter und komplexer Mentalisierung, so dass damit eine „**nachhaltige Sozialisation**“ entsteht, in der die Kulturleistungen eines sozialen Systems mit ihrem kognitiven und emotionalen Gehalt *generationsübergreifend* weitergegeben werden.

„Das Konzept der leibgegründeten ‚*sinnlichen Reflexivität*‘ ermöglicht sowohl die Idee eines ‚reflexiven Leib-Subjekts‘ als auch der ‚volitionalen Steuerung des emotionalen Lebens‘. Es hat im Hintergrund das Modell einer Verschränkung von wahrnehmend-spürend orientierter Phänomenologie und reflexiv-interpretativer Hermeneutik, die sich durch den Einbezug kulturhistorischer und neurobiologischer Wissensstände als Reflexions- und Narrationsrahmen - der weitausgreifend den leiblich-sinnenhaften Boden nie verliert -, zu einer **Metahermeneutik** übersteigen kann“ (Heuring, Petzold 2003; Petzold 2000h; Bolhaar, Petzold 2008).

Besonders bedeutsam ist dies in den sprachsensiblen Phasen vom zweiten Lebensjahr ab, wenn mit der Sprache komplexe Symbolsysteme und kulturelle Inhalte in der kindlichen Sozialisation und den darin stattfindenden Mentalisierungsprozessen weitergegeben werden. Durch Kinderlosigkeit in breitem Rahmen bei kulturtragenden Schichten, ein Phänomen, das sich in den vergangenen Dezennien in vielen europäischen Völkern findet, können gravierende Verluste im „Volumen“ kollektiver Wissensstände eintreten und kann die Nachhaltigkeit kollektiver Sozialisations- und Enkulturationsprozesse durch das Wegbrechen ihrer familialen Basis beeinträchtigt werden.

Heute wissen wir, dass die Neuroplastizität des menschlichen Gehirns über das gesamte Leben hin **Mentalisierungsprozesse** zulässt und dabei durchaus auch in Adoleszenz und Erwachsenenleben „sensible Phasen“ anzunehmen sind (Blakemore, Firth 2006, 164; Petzold 2007d). Es wird „lebenslanges Lernen“ in Mentalisierungsprozessen als Interaktion von Gehirn und Umwelt möglich in ökologischen und sozialen Kontexten, Sprachwelten, Semiosphären (Lotman 1990). Darum ist es wichtig, sind in der kindlichen Entwicklung Sozialisationsdefizite vorhanden, oder auch in späteren Entwicklungsphasen, etwa im Jugendalter, besondere Investitionen vorzunehmen, um Kinder und Jugendliche auf einen „guten Weg“ zu bringen (Petzold 1990m, 2006t). „Das Gehirn behält seine *Plastizität* – das heißt seine Fähigkeit, sich veränderten Umständen anzupassen und neue Informationen aufzunehmen – bis ins hohe Alter hinein“ (Blakemore, Firth 2006, 178). In *Vygotskij*scher Perspektive möchten wir unterstreichen: die ökologischen und sozialen Umweltangebote geben dem Gehirn die Möglichkeit zu mentalisieren und damit die **dynamischen Regulationsprozesse** des jeweiligen Menschen in seinem Kontext/Kontinuum, seinem Lebens-

zusammenhang zu unterstützen (Petzold 2008b). Es werden damit individuelle und kollektive Prozesse verbunden.

Mit einem solchen differentiellen, entwicklungsspezifischen Mentalisierungskonzept im „life span“ greift der Integrative Ansatz breiter als das psychoanalytische Mentalisierungsverständnis von Fonagy und Target (2003), die unter diesem Begriff die in der Mutter-Kind-Beziehung durch die mütterliche Widerspiegelung von Affekten des Kindes gewonnene Fähigkeit sehen, die mentalen Zustände Anderer und seiner selbst zu erfassen und zu verstehen. Dabei wird von ihnen das Konzept der „Mentalisierung“ als eine zentrale Kategorie für das menschliche Funktionieren im sozialen Umfeld gesehen (vgl. Fonagy, Target 2003). Vor dem voranstehend entfalteten Konzept einer „**Mentalisierung**“ in der Tradition von Vygotskij, Lurija und Leont’ev, aber auch von Moscovici (1976, 2001), Marková (2002) und Lotman (1990a, b), welche die Dimension „kollektiver mentaler Repräsentationen“ untersucht haben, die die individuellen Repräsentationen und funktionellen Regulationssysteme formen und beeinflussen, erweisen sich die Probleme von Fonagys psychoanalytischem Mentalisierungskonzept als vielfältig, zumal es auch die Dimensionen der „**interiorisierenden Verleiblichung von Welt**“ durch das Leibsubjekt „**embodied and embedded**“ (Petzold 2002j) vernachlässigt, wie sie indes die Integrative Therapie (idem 1988n, 2009c) im Bezug auf M. Merleau-Ponty (*incarnation*), H. Schmitz (*Einleibung*) und L. Vygotskij/A. Lurija (*Interiorisierung*) mit dem Konzept des „**informierten Leibes in der Lebenswelt**“ entwickelt hat (vgl. Petzold 2003a, 1051ff; Clark 1999, 2008). Fonagys einseitige Mutterzentriertheit und seine dominante Situierung von Störungen im Frühbereich der Entwicklung, vor allem aber die *dyadologische* Ausrichtung – die Mutter-Kind-Dyade als prävalenter Boden solchen Mentalisierungsverständnisses und seine primär kognitive Orientierung – scheinen uns fragwürdig. Auch die Ausblendung der Leiblichkeit, die negiert, dass Leib und Kontext/Kontinuum unlösbar verschränkt sind und funktionelle Regulationssysteme im Sinne von Anokhin und Lurija bilden, sind eine Schwäche (vgl. 8.1). Das Mentale bleibt ohne psychophysiologischen Boden (Petzold 2009c). In unserer integrativen Sicht, die wir mit Bezug auf evolutionsbiologische und -psychologische Erkenntnisse (Buss 2004; Oyama 2000), wie sie schon Brosinskij (1928) vorbereitet hatte, als eine **integrativ-systemische** und **entwicklungszentrierte** Sicht einer alleinig im *dyadologischen* Denken gründenden Bindungstheorie und -forschung entgegenstellen, vollziehen sich Mentalisierungsprozesse in der **polyadischen** Organisation der frühen Hominidengruppen als ein sich dynamisch regulierendes Entwicklungsgeschehen.

Bis heute werden pathogene und salutogene Einflüsse in der familialen Gruppe und durch sie in „wechselseitigem Empowerment“ reguliert (Petzold, Regner 2006), weil der „*extended mind*“ eines jeden (vgl. 1.2) auf die Anderen als Ressource zurückgreifen kann. Gruppen unterliegen als soziale Systeme **dynamischen Regulationsprozessen** zwischen Individuum, Subgruppen und Gesamtgruppe sowie dem gegebenen Kontext, und all diese Faktoren sind zu berücksichtigen.

In modernen therapeutischen Gruppen und den in ihnen stattfindenden Gruppenprozessen (Orth, Petzold 1995) – auch und gerade in der Netzwerk- und Familientherapie (Petzold, Josić, Erhardt 2006) – treten bei all diesen Beziehungskonstellationen (TherapeutInnen und Subgruppen bzw. Gruppe und Kontext) Phänomene wie affilialer Stress, negative Reaktanz, Übertragungen/Gegenübertragungen, Widerstände, Abwehr als klinische Phänomene auf (Petzold, Müller 2007), aber auch andere Interaktionsdynamiken: Konfluenz, Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung, Abhängigkeit, Hörigkeit. Sie müssen in integrativ-systemischer Sicht in ihrer Qualität als **funktionelle Systeme** gesehen werden, für die unterschiedliche **Regulationskompetenzen** und **-performanzen** zur Verfügung stehen können. Weitere Dynamiken haben mit Rollen und Positionen/Status (Hearing, Petzold 2004), Geschlechterverhältnissen, mit Gender- oder Altersfragen zu tun (Petzold 1998h, 200a) und mit familialen Konflikten wie Geschwister- und Eltern-Kind-Konflikten, denen unterschiedliche Motive und Ziele zu Grunde liegen können (*idem* 2003b), die aufgelöst werden müssen, um tragfähige Kooperationen zu erreichen, kokreative Entwicklungen in Gang zu bringen. All diese Konstellationen können als „funktionelle Systeme“ betrachtet werden, in denen physiologische, psychologische, soziale und kulturelle Komponenten zusammenwirken und sich in „**Prozessen dynamischer Regulation**“ abspielen, die – werden sie gestört – dysfunktional werden und „**Syndrome**“ hervorrufen können. Diese müssen in ihrem historischen Zustandekommen, ihrer einstmaligen Funktionalität aufgrund sorgfältiger Syndromanalysen (Lurija 1970; Jantzen 1999) verstanden werden, damit man Ansatzpunkte für ihre therapeutische Beeinflussung finden kann. Dafür ist es erforderlich, die integrativ-systemische Theorie „dynamischer Regulation“ im Hintergrund zu haben und in Konzeptbildung und Praxeologie einzubeziehen. Einige wesentliche Konzepte sein kurz dargelegt.

#### 4. „Multiple Stimulierung“, „Informierter Leib“ und „dynamische Regulation“

„Alle Wirklichkeit ist subjektive Erscheinung - dies muß die große grundlegende Erkenntnis auch der Biologie bilden. Ganz umsonst wird man die gesamte Welt durchstöbern nach Ursachen, die unabhängig vom Subjekt sind, immer wird man auf Gegenstände stoßen, die ihren Aufbau dem Subjekt verdanken.“ (J. J. von Uexküll, 1928, 9)

Dieses Zitat des bedeutenden Biologen, Zoologen und Philosophen *Jakob Johann Baron von Uexküll* (1864 – 1944), Pionier der Kybernetik, der Semiotik, Vordenker des radikalen Konstruktivismus (*G. v. Uexküll* 1964; *Kull* 2001) sei diesem Abschnitt vorangestellt, um dem Missverständnis einer „biologistischen Wende“ im Integrativen Ansatz vorzubeugen. Auf allen Ebenen des komplexen Menschenwesens-in-der-Welt, das Körper/Organismus und Leib-Subjekt **z u g l e i c h** ist (Petzold 2003e), spielen sich nach **integrativ-systemischer** Sicht Prozesse „**dynamischer Regulation**“ in seinen aktionalen und mentalen Interaktionen mit der Welt ab – von Säuglingszeiten an (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994; *Trevarthen* 2001)

»Als **dynamische Regulation** bezeichnen wir den *Operationsmodus im Regulationsgeschehen von komplexen, lebenden Systemen*, durch den Systemfunktionen auf allen ihren Ebenen optimal wirksam werden können: *intrasystemisch* auf der physiologischen, emotionalen, kognitiven, volitionalen, *intersystemisch* auf der sozialen und ökologischen Ebene in variablen Umwelten mit wechselnden Kontext/Kontinuum-Bedingungen (Belastungen, Anforderungen und Chancen, affordances). Das schließt auch ihre optimierende Entwicklung, Veränderung, Neuorganisationen ein, die geschehen, wenn z.B. durch „*reafferente Progressionen*“, durch anregende Rückwirkungen (Reafferenzen) Entwicklungen angestoßen werden oder wenn durch „*multiple Stimulierung*“ aus der Systemumwelt oder durch „*multiple Konnektivierungen*“ (von intra- und intersystemischen Elementen, Prozessen) neue Lösungen, Verhaltensmöglichkeiten, ja ggf. neue Regulationsprinzipien sich spiralig-progredierend entwickeln oder auch spontan emergieren« (Petzold 1982d; vgl. Petzold, van Beek, van der Hoek 1994).

Für theoretisches Verstehen von Lebensvorgängen, für die Steuerungs- und Selbststeuerungsprozesse von Menschen und Menschengruppen/Polyaden steht dieses Modell zentral, auch um Strategien der Behandlung zu erarbeiten und Behandlungsmethoden zu entwickeln.

»Der Begriff „**dynamische Regulation**“ ist von zentraler Bedeutung im Integrativen Ansatz. Er stammt aus der *Biologie* und ist aus der Beobachtung lebendiger *biologischer* Systeme hergeleitet, die durch Regulationsprozesse Wirkungen *multipler Stimulierung* (Petzold 1975 e, 1988f) aus den Umweltsystemen und dem eigenen organismischen Binnensystem ihre Funktionsfähigkeit aufrechterhalten, optimieren, entwickeln können. Er wurde in der russischen Physiologie und Neurobiologie von *Anokhin, Bernštejn, Lurija* grundgelegt mit Konzepten wie „Steuerung, funktionelle Organisation“ oder findet sich bei *Goldstein* als „organismische Selbstregulation“. Heute wird er oft auch mit dem aus der *Physik* stammenden Prinzip der „Selbstorganisation“ verbunden (Es wird in der IT am Regulationsbegriff festgehalten, weil der biologische und der physikalische Systembegriff nicht vollends gleichgesetzt werden können, denn sie sind durch einen nicht übergehbaren Parameter unterschieden: *Leben*). Mit „dynamischer Regulation“ und „Selbstorganisation“ werden die spontan auftretenden Prozesse der Bildung bzw. Veränderung räumlich und zeitlich geordneter Strukturen/Formen in offenen, dynamischen Systemen bezeichnet, die durch das Zusammenwirken (die „Synergie“, Petzold 1974j) von Teilsystemen zustande kommen. Die nichtlineare Systemdynamik offener physikalischer Systeme fern vom thermodynamischen Gleichgewicht (*Prigogine*) ermöglicht durch Nutzung von Energie aus dem Umfeld *Selbstorganisation*. „Dynamische Regulation“ ermöglicht die Erklärung von Veränderungs- und Entwicklungsprozessen als Zustandsübergänge, wie sie seit der Antike mit Begriffen wie „Metamorphose/Gestaltwandel“ oder „Krisis“ (Petzold 1990b) beschrieben wurden und heute Gegenstand der Theorie der „dissipativen Strukturen“ (*Prigogine*), der „Katastrophentheorie“ (*Thom*), der „Synergetik“ (*Haken*) oder neural-darwinistischen Theorie der „neuronalen Gruppenselektion“ (*Edelman*) sind« (Petzold 2000h).

Diese Konzepte wurden im Kontext der neuro- und psychomotorischen Forschungs- und Behandlungsarbeit „in der Lebensspanne“ an *Petzolds* Abteilung für klinische Bewegungstherapie an der FU Amsterdam entwickelt, wo u.a. mit Säuglingen, Psychiatrie- und Gerontopatientinnen gearbeitet wird (*Salvesbergh* 1993; *Dröes* 1991) und motorische und cerebrale Prozesse untersucht werden (vgl. die Arbeiten von *Frank et al.* 2000, oder von *Beek et al.* 1995; *Daffersdorfer et al.* 1995). Sie gelten insgesamt für das Entwicklungsgeschehen lebender Organismen, so auch für Entwicklungen des Gehirns im biosozialen Kontext – besonders, wenn man eine ökologische, bzw. **ökopsychosomatische** Perspektive bezieht (vgl. *Petzold* 2006p, t; *Leitner, Sieper* 2008). Stimulierung aus den ökologischen Gegebenheiten und aus soziokulturellen, gesellschaftlichen Aktivitäten mit ihren jeweiligen Niveaus an Komplexität wirken auf das Gehirn und beeinflussen seine Entwicklung und damit auch die Entwicklung von Subjektivität, die nicht allein als Cerebralentwicklung gesehen werden darf (*Noë* 2009; *Clark* 2008), will man nicht in Kategorienfehler geraten. Andererseits ermöglichen die cerebralen Entwicklungen in ihrer Differenziertheit die Ausbildung von komplexen Subjekten und das Entstehen gesellschaftlicher Komplexität und geben Impulse für Fortschritt (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994).

In **Regulationssystemen** mit „**dynamischen Regulationsprozessen**“ verstehen wir unter „**Regulationskompetenz**“ die Steuerprogramme von Regulationsprozessen (also die Narrative/Strukturen, die „software“) und unter „**Regulationsperformanz**“ verstehen wir den Vollzug von Regulationsprozessen nach diesen Programmen (also die Ablaufmuster). Beides ermöglicht im Regulationssystem die grundsätzliche Fähigkeit des Organismus, bzw. des aus dieser biologischen Basis emergierenden Subjektes, in verschiedenen Bereichen Abläufe zu steuern – von der *intrasystemischen/-personalen* Ebene, etwa der biochemischen, über die Ebene endokrinologischer Abläufe (z.B. HPA- Achse), emotionaler und kognitiver Regulationsvorgänge bis zu höchst komplexen Regulationsmustern der „Selbstregulation“ des gesamten Regulationssystems, zu dem auch die Steuerung von *intersystemischen/-interpersonalen* Regulationsvorgängen und immer auch Entwicklungsprozesse und -perspektiven gehören. Steuerprogramme für die Regulationskompetenzen, welche Performanzen auf unterschiedlichen Ebenen kontrollieren, werden *Narrative* (Schemata, Muster, Scripts) genannt (*Petzold* 2000h).

Regulation ist abhängig von multiplen innersomatischen und extrasomatischen Stimulierungen aus dem Kontext, die den Leib – ausgestattet mit dem Potential des „extended mind“ (*Clark* 2008; vgl. 1.2) – in **Enkulturations-, Sozialisations- und Ökologisationsprozessen** (*Petzold* 2002r, 2006j) mit Informationen speisen und ihn durch Mentalisierungen, Verkörperungen zum „informed body“ machen (*idem* 2002j; *Bolhaar, Petzold* 2008), zum „informierten Leibsobjekt“ mit einer hohen **Regulationskompetenz** und **Regulationsperformanz**.

„**Stimulierung** wird verstanden als komplexe erregende *exterozeptive*, außenweltbedingte und *propriozeptive*, innersomatische Reizkonfiguration mit spezifischem **Informationswert** — z.B. durch die Amygdala als 'gefährlich' oder 'ungefährlich' bewertet [emotionale *valuation*] und durch den Hippocampus und den präfrontalen Cortex aufgrund archivierter Erfahrung eingeschätzt [kognitives *appraisal*]. Durch die stimulierungsausgelösten mnestischen Resonanzen im Gedächtnis des 'informierten Leibes', des 'Leibgedächtnisses', einerseits sowie durch die Qualität des weiterlaufenden und aufgenommenen Stromes von stimulierender Information andererseits, werden Regulationsprozesse beeinflusst und die psychophysiologische Erregungslage des Menschen (Organismus und Leibsubjekt zugleich!) intensiviert, weiter erregt (up regulation, kindling, hyperarrousal, z.B. durch adverse Faktoren) oder abschwächt, beruhigt, gehemmt (down regulation, quenching, relaxation, z.B. durch protektive Faktoren), was mit dem entsprechenden neurohumoralen Geschehen verbunden ist und Bahnungen bestärkt oder schwächt. Das hat für die Konzipierung konkreter Interventionspraxis erhebliche Bedeutung, denn der Therapeut und das therapeutische Setting müssen entsprechende Stimulierungskonfigurationen bereitstellen können, um die Prozesse **dynamischer Regulation** adäquat zu beeinflussen“ (Petzold 2000h).

Hier werden natürlich vertiefte Bezüge zur Integrativen Theorie „komplexen Lernens“ und zu ökologischen Lernmodellen der **Kontextualisierung** und **Dekontextualisierung** erforderlich (Orth 2008; Sieper, Petzold 2002; Petzold 2006t). Lernen ist in hohem Maße *kontextspezifisch*. Das Aufwachsen in miserablen Wohnverhältnissen, z.B. im Devianz- und Drogenmilieu, führt bei vielen PatientInnen/KlientInnen zu einer (aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet) *dysfunktionalen Kontextualisierung*, zu **Syndromen**, die – aus dem Erleben des Subjekts – durchaus als *funktional* erlebt werden können: Gewalt, Raub, Drogen sichern das Überleben in dem devianten Milieu. Derartige Milieufaktoren sind sehr stark. Sie bahnen die Organismus-Umwelt-Passung, deformieren das Gewissen (*idem* 2009f; Mahler 2009) und wirken bis in die neuronale Ebene, so dass Veränderungen kaum möglich sind, es sei denn, der Mensch wird aus dem Devianzmilieu genommen und wird „**dekontextualisiert**“ – wie wir das etwa mit den therapeutischen Gemeinschaften unternommen haben (Petzold, Vormann 1981), und wie es heute auch bei den **integrativen sozialpädagogischen Einrichtungen** optimal geschieht (Petzold 2006t). Szenemusik und Szenesprache, Kleidung und Habitus werden „gebannt“, damit nicht alte, erlernte „*affordances*“ (das sind Wahrnehmungs-, Handlungsmöglichkeiten, Gibson 1979) alte dysfunktionale *Performanzen* triggern, vielmehr waren wir bemüht, diese zu „hemmen“ (Grawe 2004). Gleichzeitig aber müssen neue **Kontextualisierungen** erfolgen mit der Aufnahme neuer Stimulierungen, die neues Lernen ermöglichen, Informationen, die im derart „Informierten Leib“ (Petzold 2002j, 2009c) wirken, sich einschleifen, Bahnungen und Bereitschaftspotentiale ausbilden, die als „funktionale Systeme“ in optimaler Regulation zum Tragen kommen können.

Der sozialen und der ökologischen Umwelt kommt dabei eminente Bedeutung zu, hat sie doch über die gesamte Evolution hin die Menschen geprägt. Umwelt differenziert

wahrzunehmen, war lebens- bzw. überlebenswichtig. Deshalb wurde eine **Kontextsensibilität** entwickelt, die bislang in der Psychotherapie nicht beachtet, geschweige denn genutzt wurde – trotz ihrer Popularität in der ökologischen Bewegung<sup>27</sup> und der langen Tradition der ökologischen Psychologie<sup>28</sup> mit ihren beeindruckenden Ergebnissen<sup>29</sup>, die durchaus therapierelevant sind (Lantermann 2008; Saup 1993). Schon *Vygotskij* (1994) hatte diese Bedeutung der Umwelt erkannt. Die Wirkung positiver Umwelten (schöne Landschaften, Quartiere, Gärten, Zimmer mit Pflanzen etc.) und die negativer Kontexte (Steinwüsten, Slums, desolate Wohnungen etc.) ist eine Alltagserfahrung, die von der Forschung bestätigt wird. Negativer **Ökologisation** (Petzold 2006 j, p) müssen deshalb, wie in der Integrativen Therapie seit meinen ersten wald- und landschaftstherapeutischen Experimenten mit drogenabhängigen Jugendlichen praktiziert (*idem* 1969c), benigne ökologisatorische Einflüsse entgegengestellt werden (Petzold, Orth 1998b), etwa durch „Gartentherapie“ (Neuberger 1992, 2008), „Landschaftstherapie“ (Petzold, Orth, Orth-Petzold 2009) Lauftherapie in der Natur<sup>30</sup> etc., Interventionen, deren Effekte heute durch die „Green Prescriptions“<sup>31</sup> bestätigt werden. Menschen müssen in ihrer Lebensgestaltung und Familien müssen für die Kindererziehung (Berger 2006) für derartige Wirkungen (re)sensibilisiert werden, um die wohltuende Wirkung „multipler Stimulierung“ in ökopyschosomatisch heilsamen Kontexten zu nutzen (Petzold 2002r), wie es neuerlich auch in der systemischen Therapie entdeckt wurde (Berger, McLeod 2006). Die Möglichkeiten dazu tragen wir mit archaischen „funktionalen Systemen“ als Erbe unserer menschlichen Vorzeit in uns.

## 5. Mentalisierungsprozesse in Polyaden – eine evolutionspsychologische Perspektive

Menschen sind von ihrer Evolutionsbiologie her Gruppenwesen, die in „Polyaden“, in „Wir-Feldern“ über 82 000 Generationen durch die Geschichte gezogen sind: versammelt um die Beute oder seit ca. 300 000 Jahren ums Feuer, im Kreis sitzend oder tanzend, suchten und gestalteten sie einen Vertrauensraum, der eine gastliche Qualität hatte, ein **konviviales Klima** bereitstellte, das von „**Angrenzungen im Nahraum**“ gekennzeichnet war und Vertrauen, Kohäsion, Sicherheit und eine familiäre Gruppenidentität geschaffen hat. Die „Angrenzungen“ fördernden Affiliationsprozesse haben dieses Klima bestärkt und Ängste abgebaut. Die „zwischenleibliche Interaktion“ und die „polylogische Kommunikation nach vielen Seiten“, waren dabei unverzichtbar. Sie pufferten unvermeidbare Reaktanzphänomene (Bedürfnisse von Einzelnen nach temporärer Abgrenzung) und intergrupuale Aggressionen ab.

<sup>27</sup> Rozak 1993; Rozak et al. 1995; Clinebell 1995.

<sup>28</sup> Genannt seien nur *J.J. von Uexküll*, der den Umweltbegriff einführte, *W.Hellpach*, der die Unterscheidung in „Soziale, kulturelle und natürliche Umwelt“ vornahm, *K. Lewin*, *U. Bronfenbrenner*, *K. Graumann*.

<sup>29</sup> Kruse et al. 1990; Hellbrück, Fischer 1999; Lantermann, Linneweber 2008.

<sup>30</sup> Van der Mei, Petzold, Boscher 1997; Schay, Petzold et al. 2006; Waibel, Petzold 2009

<sup>31</sup> Pretty et al. 2005; Elley et al. 2003; Swineburn et al. 1998.

Diese frühmenschlichen Polyaden als Großfamiliengruppen (extended family) oder Horden (und ihre Vorformen in prähominiden Primatengruppen) können als Prototyp jeder menschlichen Kleingruppenbildung und der in ihnen ablaufenden **Gruppenprozesse** und der mit ihnen verbundenen **Prozesse dynamischer Regulation in funktionellen Systemen** angesehen werden. Prozesse in Familiengruppen heute sollten auch unter dieser evolutionären Perspektive betrachtet werden. In ihnen fanden Mentalisierungsprozessen und die Ausbildung mikrosozialer Strukturen, einschließlich der Ausbildung archaischer funktioneller Systeme statt, zu denen so zentrale Funktionen wie Sprache und Zeitbewusstsein zu zählen sind (Petzold 2010f).

Familiengruppen sind konsequent temporalisiert als „Konvois“, als Weggemeinschaften durch die Zeit anzusehen. Immer müssen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft auf dem jeweiligen Differenzierungsniveau sozialen Zeiterlebens und -verständnisses berücksichtigt werden (Petzold 1981e, 1991o). Ein „perspektivisches Hier-und-Jetzt“, das „umgeben“ ist von der familialen/gruppalen *Vergangenheit*, tradiert in *Familiengeschichten*, die in der jeweiligen *Gegenwart* erzählt werden, bedeutsame Ereignisse jeweils vor dem Horizont der erwarteten, befürchteten, geplanten *Zukunft* der Gruppe. So entsteht und vollzieht sich Familiengeschichte und entstehen aus ihr Entwürfe familialer Zukunft. Das „Wir-Feld“ der Familiengruppe, des Konvois, gewährleistet nicht nur die Grundlage materieller Lebens-/Überlebensprozesse in gemeinsamer, lebenssichernder Arbeit, es stellt auch die Basis für die kollektiven Lernprozesse für „komplexes Lernen“ (Sieper, Petzold 2002) als grupपालes „exchange learning“, bzw. „exchange helping“ (Petzold, Schobert, Schulz 1991) in „Zonen optimaler Nähe“ bereit. Dieses gründet in nonverbalen und verbalen Interaktionen/Kommunikationen, die von Spiegelneuronen (Stamenov, Gallese 2002) und Prozessen emotionaler Ansteckung und Differenzierung („co-emoting“, Petzold 1995g) sowie durch das „Imitationslernen am Modell“ (Bandura 1969) gestützt sind. Dabei werden, wie ausgeführt, beständig Systeme funktioneller Regulation aufgebaut, die angemessenes, überlebenssicherndes Verhalten ermöglichen, indem kollektives und individuelles Wissen passgenau in optimaler Weise verschränkt werden. In den aktuellen Polyaden werden von den Einzelnen tradierte Wissensstände aus alten „Polyaden/Wirfeldern“ als *Ressourcen* genutzt, aber auch aktuell generierte Ressourcen des Hier-und-Heute-Kontextes wie wechselseitige Stütze, Trost, Anregung, Rat, Besänftigung etc. werden erschlossen. Auf diese Weise können intragruppale und extragruppale *Belastungen* (Angriffe von Feinden, Rivalitäten, Streit, Abwertung, Ausgrenzung etc.) bewältigt werden. Über die Humanevolution hin haben Gruppen Risikofaktoren minimiert und Schutzfaktoren und Sinnfolien generiert (Petzold, Orth 2005a), wodurch für den Einzelnen wie für die Gesamtgruppe tragende soziale Normen (*idem* 2003d), Sinnsysteme, Resilienz (Widerstandsfähigkeit), Coping- und Creating-Strategien (*idem* 2001a, 91f; Petzold, Müller 2004c) ausgebildet, sowie mentale Kompetenzen, kulturelle und künstlerische Schöpfungen hervorgebracht werden konnten und können (Müller, Petzold 1999).

**Mentalisierungen** gingen in der Hominisation nicht aus Dyaden, sondern aus **Polyaden** hervor (Petzold 2005t; Petzold, Orth 2005). Es waren Gruppenprozesse, die Sprache und Symbolwelten als „funktionelle Systeme“ entstehen ließen<sup>32</sup>. Sprache entstand aus den **Polylogen** (Petzold 2002c, 2010f) gruppaler „Wir-Felder“ mit hoher kommunikativer Dichte (Dunbar 1998), nicht aus Zweiergesprächen. Die Fokussierung auf die Dyade in der psychoanalytischen Entwicklungstheorie und klinischen Praxis der Analyse (mit dem Übertragungs-/Gegenübertragungsmodell) und in etwas anderer Ausprägung auch in der humanistischen Psychotherapie (bei den Anhängern von Rogers und von Perls' Gestalttherapie mit Bubers „Ich und Du“) müsste sorgfältig diskursanalytisch und genealogisch (Foucault) auf ihr Herkommen und auf Gründe für das Übergehen der so offensichtlichen Gruppenorientierung von Menschen untersucht werden. Als Hypothese sei nur angedeutet, dass in dieser Ausrichtung wohl ein kryptoreligiöser Diskurs zum Tragen kommt: die Idee des Dialoges des Menschen mit Gott oder des Rufes *Jahwes* an den Menschen: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen!“ Dieses mächtige, über Jahrtausende das Leben jedes Juden (Christen und Muslime) bestimmende Paradigma der persönlichen *dialogischen* Beziehung zu *einem* Gott, dass wir in dieser Form weder in Pantheonreligionen (z.B. im Hinduismus oder im Shinto) noch im Daoismus oder im Buddhismus finden, hat u. E. die westliche Psychotherapie – Freud sah ja die Psychoanalyse als „Nachfolgerin der Seelsorge“ (Freud, Pfister 1980), die Mehrzahl der Analytiker der Gründerzeit stand im Diskurs des Judentums – nachhaltig bestimmt. Es hat - das ist unsere These (Petzold, Orth 1999) – mit einer gewissen Sakralisierung der *dya-dischen* therapeutischen Beziehung, einer Seelsorgebeziehung gleich, die psychotherapeutischen und bindungstheoretischen Konzeptualisierungen in die Irre geführt. Die Öffnung der Dyade im psychoanalytischen Diskurs führt in die großen Probleme des ödipalen Dreiecks – Polyaden sind in der Konzeptualisierung erst gar nicht vorgesehen. Dagegen steht das evolutionsbiologische Faktum der Hominisation in Polyaden und der entwicklungspsychobiologische Befund, dass – bei aller Wichtigkeit der Mutter-Kind-Beziehung – Säuglinge sich schon früh auf mehrere Menschen ausrichten können, von mehreren Caregivern gepflegt und aufgezogen werden können und in *extended families*, wie wir sie bei den frühen Hominiden bis in die Neuzeit finden, auch aufgezogen wurden. Weiterhin ist festzustellen, dass Kleinkinder und Kinder ausgesprochene Gruppenwesen sind und in Gruppen lernen und Menschen sich über ihr gesamtes Leben hin in sozialen Gruppen, Netzwerken, Konvois bewegen. Dafür sind sie offensichtlich bestens durch die evolutionären Lernprozesse und ihre cerebrale Organisation ausgestattet.

Deshalb favorisieren wir in der Integrativen Therapie in wichtigen Bereichen der Konzeptualisierung **integrativ-systemische** Positionen (Petzold 1974j), die den *familialen Polyaden* und den *Polyaden der sozialen Netzwerke und Konvois* mit den in ih-

<sup>32</sup> Buss 2004; Barkow et al. 1992; Li, Hombert 2002; Lurija 1992; Richerson, Boyd 2005.

nen stattfindenden *Polylogen* zentrale Bedeutung zuweisen und diese als Matrixmilieus für *dialogische* und *polylogische* Beziehungen als „funktionale interpersonale Systeme“ ansehen. *Dialogtherapeutische Praxis* in Dyaden und *polylogtherapeutische* in Polyaden, in *Netzwerken* (Hass, Petzold 1999), haben damit beide ihre Wichtigkeit. Dabei darf nicht übersehen werden, dass auch in der Mehrzahl der dyadischen Situationen – TherapeutIn und PatientIn arbeiten „einzeltherapeutisch“, will meinen „dyadisch“ – durch die Thematisierung anderer Personen und Beziehungen diese „mental“ auf den Plan treten und damit „virtuell“ anwesend sind. Auch damit stellen wir uns gegen eine verkürzende dyadologische Interpretation der therapeutischen Situation (Petzold, Josić, Erhardt 2006) und gegen die Auffassung einer dyadischen Entstehung von Mentalisierungsprozessen, wie sie Fonagy und seine Gruppe vertritt.

Uns ist dabei bewusst, dass wir uns damit gegen höchst einflussreiche Mainstreamorientierungen stellen – die psychoanalytischen, tiefenpsychologischen und viele der humanistischen (Moreno muss man hier herausnehmen) –, dass aber mit dem systemischen Paradigma und dem sozialbehavioralen (dem viele VerhaltenstherapeutInnen folgen) auch andere Mainstreampositionen im Felde der Psychotherapie vorhanden sind, die diesen dominanten Dyadologismus nicht vertreten, den wir der problematischen „Mythenbildung“ in der Psychotherapie zurechnen (Petzold 2008b; Petzold, Orth 1999, 2004b).

Ich möchte für diese Position – an die voranstehenden Überlegungen zur Humanevolution anschließend – folgende evolutionspsychologische Argumentation vortragen: Die Menschen und Menschengruppen hatten in den tausenden von Generationen ihres Überlebenskampfes in komplexen – zuweilen risikoreichen, problematischen, zuweilen ressourcen- und chancenreichen – Kontexten ein permanentes *Suchverhalten*, eine explorative Neugier, einen **Neugierde-Antrieb** entwickeln müssen, der zu ständigen Überschreitungen von Habitatsgrenzen führte, weil das lebensnotwendig war. Dieser ursprüngliche Antrieb, „zu suchen, um zu überleben“ (sensu Darwin)<sup>33</sup>, führte auch zu Prozessen der „Mentalisierung“, das ist die Ausbildung reflexiver, koreflexiver, ja metareflexiver Fähigkeiten des *mens* (*mind*, Geist). Unter *mens*, unter **Mentalem**, verstehe ich – anders als Fonagy und seine Richtung – ein **Synergem kognitiver, emotionaler und motivational-volitiver Schemata und Stile**, die sich in den Prozessen der konkreten *Weg-Erfahrungen* als das *gemeinsame, leibhaftige Erfahren von Welt* entwicklungsalterspezifisch herausgebildet haben. Vygotskij mit seiner durchaus starken kognitiven Orientierung hat stets die Bedeutung affektiver und volitiver Prozesse gesehen, wie sein wichtiger emotionstheoretischer Text aus dem Spätwerk (Vygotskij 1996) ausweist.

<sup>33</sup> In der Integrativen Therapie nehmen wir – anders als in Freuds „dualer Triebtheorie“ zweier dominierender inner-somatischer Reizquellen „Libido“ und „Aggression – eine vielfältige Antriebsstruktur an, die sich in der Evolution als „*evolutionary narratives*“ herausgebildet hat, komplexe Motivationssysteme, unter denen der Neugierde-Antrieb und der Poiesis-Antrieb/Gestaltungs-Antrieb von besonderer Wichtigkeit sind (Petzold 2003e, 2009h).

Wenn man zudem mit *Lurija* (1992; *Petzold, Michailowa* 2008) ein „ganzheitlich“ fungierendes, mit dem Sozialen interagierendes *Gehirn* des Subjekts als Basis der höheren psychischen/mentalenen Funktionen ansieht, dann kann man diese zwar differenzieren, darf sie aber nicht *separieren*, sondern muss sie in ihrem Funktionszusammenhang begreifen und zu beeinflussen suchen, nicht aber Funktionen ausblenden. Das geschieht aber in der Mentalisierungs-Konzeption von *Fonagy*, die m.E. das „leibliche Moment“ (*Merleau-Ponty*) und das „soziale Moment“ (*Moscovici*) unzureichend berücksichtigt hat. Durch das gemeinsame, transversale Durchziehen von Landschaften, das Erleben von Geschehnissen „mit allen Sinnen“, und im „gemeinschaftlichen Austausch“ und „Praxishandelns“ kam es zu fortschreitenden „*Mentalisierungen*“ des Erlebten und Erfahrenen und in „shared attention“ *gemeinsam* Aufgenommenen/Verarbeiteten, was im „*Nachsinnen, Nachdenken*“ über durchmessene *Wegstrecken* und im „*Vorstellen*“, in der antizipatorischen „*VorWEGnahme*“ der noch zu durchwandernden Strecke, ihrer ko-mentalenen *Bewertung* auch zu einem Zeitbewusstsein führte. Alle „höheren Funktionen“ wurzeln in solchen geteilten Erfahrungen, die Grundlage für „*shared attentions*“ und „gemeinsames Handeln“ (vgl. *Tomasello* 2003; *Hüther* 2010; *Moore et al.* 1995). Der „*Wegcharakter des menschlichen Lebens*“ und das Begreifen des „Lebens als Suchbewegung“ als topologische Suche im Gelände, im Terrain, in den bekannten Regionen und in den Territorien jenseits der vertrauten Räume, führen im persönlichen und gemeinschaftlichen Erfassen und Verstehen in die Prozesse der *Mentalisierung*, d.h. der mentalenen *Vorstellung* und des *Durcharbeitens* des sinnhaft Aufgenommenen und seiner Ausgestaltung durch das *Nachdenken, Überdenken, Reflektieren, Koreflektieren*, oder durch sich entwickelnde Phantasien zum Begreifen des Phänomens der „*mentalenen Welt*“ – der individuellen wie der kollektiven<sup>34</sup>. Das geschieht durchaus in genderspezifischer Sicht: das maskulin-exploratorische Entdecker-, Jäger-, Kriegerverhalten in Fernräumen führte überwiegend zu „*Stilen*“ *offensiver Mentalisierung* und *proaktiv-offensiven Handelns*, die kommunikativen, sorgend-pflegenden, kultivierenden Aktivitäten der Frauen im Nahraum als *Konvivialitätsraum* (*Orth* 2002/2010) führte vorrangig zu „*Stilen*“ *sensibler Mentalisierung* und *protektiven Handelns*. Auch wenn beiden Geschlechtern beide Mentalisierungsformen zur Verfügung stehen und sie diese nutzen können, kann man doch von einer gewissen Dominanz geschlechtsspezifischer *Mentalisierungsstile* sprechen, es sei denn, sie würden durch gezielte Bewusstseinsarbeit flexibilisiert (*Petzold* 2005t). Es wird dann auch deutlich, was es menschengeschichtlich bedeutete, als das *Suchen* der Hominiden begann, sich auch in die durch die Mentalisierungen entstandenen „*Welten der Phantasie*“, in die „*Gedankenwelten*“ auszudehnen (das war die konsequente Folge des Transversalitätsprinzips), wie es etwa das Aufkommen neolithischer Kunst<sup>35</sup> und differenzierteren Werkzeuggebrauchs in

<sup>34</sup> *Moscovici* 1990; 2001; *Petzold* 2003b, 2008b; *Brühlmann-Jecklin, Petzold* 2004.

<sup>35</sup> *Brosinsky* 1995; *Benz-Zauner* 1995; *Rousot* 1997

Europa seit dem Jungpaläolithikum – 40 000 bis 12.500 Jahre vor unserer Zeitrechnung – dokumentiert. Es entstanden über die gesamte Zeit der Entwicklung menschlicher Kulturen und Zivilisationen durch *transversale* Suche nach Wissen und Erkenntnis *Wege* in „Welten des Wissens“, „*Wege der Forschung*“ und „*Diskurse wissenschaftlicher Disziplinen*“<sup>36</sup> durch eine zunehmende Virtualisierung bis hin zu den Datenautobahnen im Global Net. Die *landscapes* wurden „*brainscapes*“ und diese generierten „*netscapes*“. Damit sind *transversale Wege* und Prozesse der *Mentalisierung* nicht voneinander zu trennen.

„Alles von den frühen Hominiden auf ihren *WEGEN* persönlich und gemeinschaftlich *Wahrgenommene* und alles *Erfasste* sowie alles im gedanklichen Verarbeiten *Verstandene*, was die Welt – persönlich und gemeinschaftlich – *erklärbarer* machte, konstituiert Prozesse, die wir insgesamt als Prozesse *interaktiver Mentalisierung* bezeichnen, interaktiv, weil sie in der Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Lebenswelt, ihrem ko-mentalalen Erfassen und Bewerten erfolgt. Sie führen – ontogenetisch betrachtet – zu persönlichen und auf der kollektiven Ebene – im phylogenetischen Geschehen – zu kollektiven Symbolsystemen und Wissensständen, an denen das Individuum partizipiert und durch die die Welt und das Subjekt selbst zu einer Wirklichkeit werden. Mentalisierung konstituiert *Realität* als in **Polyaden** geteilte, als persönlich und sozial *repräsentierte* (*Moscovici*), d.h. als *menschliche Wirklichkeit*“ ( *Petzold* 1988t).

Damit entstand eine Grundstruktur: das sich im jeweilig gegebenen *Realen* erlebende Subjekt streckt sich aus nach einem *Noch-nicht-Realen/Realisierten*, das als Imaginäres, Vor-gestelltes, ggf. symbolisch Repräsentiertes virtuell anwesend ist, aber nach Realisierung drängt:

»Unter *Mentalisierung* verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Transformierung* der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen aufgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, die Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung*, *ja transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung **ethischer Normen**, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-responzenzprozessen zwischen Menschen, wodurch

<sup>36</sup> Lat. *discursus* = das Sichergehen über etw., das Auseinander- bzw. Umherlaufen, vgl. *Karl Ernst Georges*: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover<sup>8</sup>1913 (Nachdruck Darmstadt 1998), Band 1, Sp. 2205

sich individuelle, *intramentale* und kollektive, *intermentale* „Repräsentationen“ unlösbar verschränken (Vygotskij, Moscovici, Petzold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden auch die *Mentalisierungen* mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst, ihrer „theories of mind“. Und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalösungen*. Es entstehen auf diese Weise permanente Prozesse der *Überschreitung* des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unabschließbarer Prozess (Petzold 2000h)«.

Durch *Mentalisierung* auf der kognitiven, emotionalen und volitiven Ebene entwickelte sich *auf dem Weg* der Menschen durch die Evolution über die Jahrtausende der menschliche Geist in immer komplexerer Weise in einer Passung zum sozialen Kontext und auch zum ökologischen, was schon der späte Vygotskij (1994) gesehen hatte (vgl. 1.2). Es entstand „mens“, „mind“, dieses hohe Vermögen der Intelligenz, Vernunft, Geistigkeit unlösbar verbunden mit dem Entstehen einer Theorie eines anderen *mind's (theory of mind)* und eines eigenen *mind's (theory of my mind)*. Durch wachsende Exzentrizität/Hyperexzentrizität und Kultivierung wurden zudem meta-kognitive, metaemotionale und metavolitiven Fähigkeiten ausgebildet, ein „*mind of mind*“ auf dem Boden einer **Passung** zu den Strukturen der Lebenswelt, zum „*mind of the world*“, in der der menschliche Geist entstanden ist (vgl. 1.2). Es ist hier, das sei nochmals betont, keineswegs nur von einem kognitiven Geschehen auszugehen. „*Mind*“, „*Mentales*“ greift weiter als „Geist“. *Mind* bedeutet „Sinn, Gemüt, Herz“<sup>37</sup>. Neben den und mit den kognitiven Qualitäten sind auch perzeptive, emotionale, volitive und ästhetische Eigenschaften in dem Begriff einbezogen. **Mentalisierung**, wie sie als eine „höhere Funktion“ (im Sinne von Vygotskij und Lurija) der menschlichen Geisteskräfte ausgebildet wurde, hat die Möglichkeiten komplexer Phantasie, Ästhetik und Virtualität erschlossen, wie sie sich schon in der neolithischen Kunst zeigen.

Natürlich finden *Mentalisierungsprozesse*, wie erwähnt, auch in der Ontogenese jedes Menschen statt und zwar in fortlaufenden Entwicklungsprozessen. Menschen sind durch Spiegelneuronen (Stamenov, Gallese 2002), die Prozesse des Imitationslernens ermöglichen, für die Ausbildung der Fähigkeit, mentale Zustände Anderer zu erfassen, ausgerüstet. Dabei spielen die frühen *zwischenleiblichen Erfahrungen* eine wesentliche Rolle, die vom zwischenleiblichen Mitschwingen zwischen *caregivern* und *infants* ausgehen, zu einfachen Formen des „*affect attunements*“ (Stern 1985), der emotionalen Angleichung bei älteren Säuglingen und Kleinkindern führen, bis zu komplexeren kognitiven Leistungen, in denen das Kind weiß, was der andere denkt und will. Experimente mit Kleinkindern haben aufgezeigt, dass sich die Fähigkeit zur Ausformung einer kognitiven *Theory of Mind* (TOM) erst im Alter von zwei bis

<sup>37</sup> Muret Sanders e-Großwörterbuch Englisch, Langenscheidt 2005, CD-Rom.

drei Jahren entwickelt, was zugleich schon auf die nächsten Entwicklungsschritte verweist (vgl. *Vygotskijs* Analyse „Die Krise der Dreijährigen“ 1933/1987, 243-254). Wenn die Forschergruppe um *Fonagy* (et al. 2004) kognitive Entwicklungsmomente für die Mentalisierung betont, so vereinseitigt sie die Sicht auf eine differentielle Entwicklung, die nach unserer Auffassung eine Konzeption von „*life span mentalization*“ (*Petzold* 1982c) mit unterschiedlichen Mentalisierungsstadien (und zwar nicht nur in der Kleinkindzeit sondern auch in der Pubeszenz/Adoleszenz, *idem* 2006t) bis ins Senium erfordert. Außerdem bedeuten kognitive Mentalisierungen, wie sie im Kleinkindalter mit „False-Belief“-Experimenten untersucht wurden, nicht, dass nicht schon zuvor auf einer zwischenleiblichen Ebene Vorläuferformen von einer TOM vorhanden sind, denn Säuglinge nehmen sehr wohl die Stimmungen ihrer Caregiver wahr. Auch sind ja seit *Premack* und *Woodruffs* (1978) Arbeiten zur Frage „Does the chimpanzee have a theory of mind?“ immer mehr Befunde für Metarepräsentationen bei verschiedenen Primaten gefunden worden (*Hampton* et al. 2004), die sich sicherlich auf die kollektive, hochkommunikative Lebensform dieser Tiere zurückführen lassen. Die integrative Auffassung sieht TOM als die in Interaktionen der familialen Polyade gewonnene Fähigkeit, eigene und fremde psychologische Zustände im eigenen *mentalen* System in altersabhängiger Komplexität zu repräsentieren. TOM umfasst dabei Wahrnehmungsmöglichkeiten, emotive und volitionale Momente neben den kognitiven, Fähigkeiten, die sich in Richtung von **Metamentalisierungen** entwickeln, welche **Metakognitionen** (*Flavell* et al. 1977; *Flavell* 1979) ermöglichen, weiterhin **Metaemotionen** (Gefühle zu Gefühlen, d.h. in Appraisal-Prozessen reflektierte und in Valuation-Prozessen bewertete Gefühle<sup>38</sup>) und schließlich auch die Ausbildung von **Metavolitionen** (erfahrenes und reflektiertes Wollen, *Petzold, Sieper* 2008) *über die gesamte Lebensspanne hin. Denken, Fühlen und Wollen steht damit in lebenslangen Entwicklungsprozessen*, und das Leibsubjekt, sein personales Selbst entwickeln sich durch „life long socialisation and enculturation“ mit der Chance, an Souveränität zu gewinnen und zu einer persönlichen Lebenskunst zu finden (*Petzold* 1999q), die in die Lebenszusammenhänge zurückwirkt (etwa durch Erziehungsarbeit). Diese vielfältigen Einflüsse verdichten sich in „**Familienatmosphären**“ (*Masten* et al. dieser Band) als kognitive, emotionale und volitionale Qualitäten und Stile, die von den Familienmitgliedern in konkreten Szenen durch **Mentalisierungsprozesse**, d.h. atmosphärisches und szenisch-aktionales Lernen verinnerlicht, mnestisch archiviert werden und im Zusammenleben der Familien die „Szenen des Familienlebens“ durchfiltern und die interaktionale Alltagsperformanz als „ergreifende Kräfte“ bestimmen.

„Atmosphären entstehen durch bewusste und unbewusste (subliminale) exterozeptive und propriozeptive Wahrnehmungen mit den dazugehörigen bewussten und unbewussten mnestischen Resonanzen aus den Gedächtnisspeichern (vgl. *idem* 2003a,

<sup>38</sup> Vgl. *Bottenberg* 1991; *Bottenberg, Dassler* 1997; *Reisenzein* et al. 2003; *Salovey* et al. 1990, 1995

172, 864). Diese werden in Mimik, Gestik, Haltung, Stimme, Verbaläußerungen ausgedrückt und von den Anwesenden aufgenommen. Sie lösen bei ihnen als Eindrücke ähnliche Resonanzen und Ausdrucksverhalten aus, wodurch sich die Atmosphäre im Sinne ‚wechselseitiger Affektansteckung‘ und durch Spiegelneuroneffekte (Rizzolatti et al. 2001) verdichtet und ein Gruppen- oder Familienklima entsteht, in dem bestimmte Personen besonders starke Auslösefunktion haben können“ (Petzold 2006v).

Atmosphären stellen den Boden für Mentalisierungen und Metamentalisierungen bereit (vgl. Gottman, Katz, Hooven 1997). Derartige Qualitäten imprägnieren die erinnerten Szenen und Dramen aus der Familiengeschichte, d.h. die „im Kopf“ mental repräsentierte Familie.

## **6. Familie als Personen-Netzwerk und als „mentale Repräsentation“ affilialer Kognitionen, Emotionen, Volitionen und aktionaler „zwischenleiblicher Erfahrungen“ von „wechselseitiger Empathie“**

Bindungen in (Groß)familiengruppen als polyadischen Überlebensgemeinschaften von Humanprimaten sind unter evolutionstheoretischer Perspektive wohl die Grundlage allen Bindungsverhaltens als funktionelle Systeme. Der Einzelmensch hatte keine Überlebenschance. Er brauchte *die* (plur.) anderen „Zugehörigen“ in den Prozessen wechselseitiger Unterstützung und Sicherung des Fortbestandes der (eigenen) Gruppe. Weil diese „In-Group“ Basis des Überlebens für jedes Gruppenmitglied war, waren tragfähige Zugehörigkeitsqualitäten für alle lebenswichtig. Aus diesem Zugehörigkeitsprinzip – in der Sozialpsychologie „Affiliation“ genannt (Stroebe et al. 2003) – gingen viele soziale Mechanismen hervor wie Altruismus, Scham, Schuld etc., worauf schon verwiesen wurde (Petzold 2003d). Bis heute sind Menschen von solchen grundlegenden, evolutionsbiologisch herausgebildeten Mustern bestimmt – von „evolutionären Narrativen“ –, und eines der wesentlichsten besteht im Zugehörigkeitsstreben und der Anschlussuche des Einzelwesens an menschliche Gruppen und Gemeinschaften in Aktualisierung des archaischen familialen Zugehörigkeitsprogrammes, das sich schon im Säuglingsalter nachweisen lässt wie z.B. die Arbeiten von Trevarthen (2001) und seiner Gruppe zeigen, die eine Ausrichtung des Neugeborenen auf „friendly companions“ als biologisches Programm annehmen. Wir nennen dieses das „Affiliationsnarrativ“, in dem „wechselseitige Empathie“ (Mutualität) zum Tragen kommt.

»**Empathie** gründet nach Auffassung des Integrativen Ansatzes in genetisch disponierten, u.a. durch die Funktion von Spiegelneuronen gestützten, cerebralen Fähigkeiten des Menschen zu intuitiven Leistungen und mitfühlenden Regungen, die in ihrer Performanz ein breites und komplexes, supraliminales und subliminales *Wahrnehmen* „mit allen Sinnen“ erfordern, verbunden mit den ebenso komplexen bewussten und unbewussten *mnestischen Resonanzen* aus den Gedächtnisarchiven. Diese ermöglichen auch „wechselseitige Empathie“ (*Mutalität*) als *reziproke Einfühlungen in pluridirektionalen Beziehungen* im Sinne des Erfassens von anderen „minds“, vor dem Hintergrund und in Bezug auf ein Bewusstsein des eigenen „mind’s“. Das wiederum ermöglicht in einer ‚Synergie‘ ein höchst differenziertes und umfassendes Erkennen und Erfassen eines anderen Menschen (*personengerichtete Empathie*), oder von Menschengruppen in affiliativer Performanz mit ihrer sozialen Situation (*soziale Empathie*) nebst ihren subjektiven und kollektiven sozialen Repräsentationen« (*Petzold 2002b; Petzold, Müller 2005*)

Es sei nochmals unterstrichen. Die Eltern – nicht nur die Mütter –, sondern alle kompetenten „caregiver“ verfügen transkulturell über Muster eines „*intuitive parenting*“, intuitiver Beelerterung, als empathiegeleiteter Kompetenz, mit denen sie auf die genetische Beziehungsdisposition des Säuglings in guter „Passung“ antworten können (*Papoušek 1987, 2007*). Im Kleinkindalter sind es dann Muster des „*sensitive caregiving*“, des sensiblen Umsorgens (*Petzold, van Beek, van der Hoek 2004*), mit denen die Bezugspersonen empathisch stimmig auf die spezifischen Eigenheiten des jeweiligen Kindes eingehen können, mit dem sie sich achtsam befassen und für das sie sich engagieren, um es auf seinem Weg ins Leben zu begleiten. Die von den Bezugspersonen ihrer „Polyade“ empathisierten Babies und Kleinkinder wiederum lernen durch *Interiorisierung* von „*sensitive caregiver empathy*“ nicht nur „Selbstepathie“, sondern auch ein *pluridirektionales*, empathisches Intuieren der Eltern, Geschwister, Pflegepersonen. So wird die schon von *Ferenczi* erkannte zentrale Fähigkeit zu „**wechselseitiger Empathie**“ grundgelegt, die nicht nur in der „Dyade“, sondern in „polyadischen Mehrpersonenkonstellationen“ fungiert (*Petzold, Müller 2006*). Sie rüstet Menschen über ihre Lebensspanne hin für ein gutes, *konviviales Miteinander* und zu einem „*engagierten Füreinander*“ aus, bietet ein Modell sozialer Beziehungsgestaltung – auch und wesentlich für stimmige „therapeutische Beziehungen“. Diese „*empathische Grundfunktion ko-respondierender Mutualität in affiliativer Performanz*“ hat einerseits eine eminent leiblich-zwischenleibliche Seite, die höchst individuell und zugleich höchst kollektiv ist: die allen Menschen gemeinsame Biologie des Humanprimaten. Sie ist auch auf der Ebene des „Geistes“ ganz persönlich und wiederum höchst kollektiv durch die gemeinsamen Zeichenvorräte der nonverbalen und verbalen Sprachen und durch geteilte Sinnfolien, geteilte Mentalisierungen. Sie ist damit gleichsam „zwischen“ den an einem **Polylog** Beteiligten einer **Polyade** anwesend, nicht nur im jeweiligen „Kopf“ des an der Situation Mitwirkenden, sondern in der geteilten Semiosphäre, wie *Lotman* (1990) in Bezug auf *Bakhtin* ausführt, der in seiner „polyphonen Dialogik“ (ich spreche von Polylogik) annimmt, dass der Sinn *zwischen* den Sprechern im „Chrono-

topos“, im Raum-Zeit-Bedeutungsgefüge, liegt. Empathie ist also durchaus als eine Qualität des Leibes und des Chronotopos (Kontext/Kontinuum, Petzold 1974j, 316) zu sehen. Sie kann deshalb als der „*therapeutische Megafaktor*“ – schulenübergreifend – für jede Form klinischer Praxis angesehen werden. Letztlich sind es diese Qualitäten empathischer Mitmenschlichkeit, die im Alltagsleben durch Therapie gefördert werden müssen, nicht aber als ein überhöhtes Spezifikum des „therapeutischen Raumes“ von TherapeutInnen reklamiert werden sollten (vgl. Petzold, Orth 1999). Bestärkt wird das durch Studien, die „social network interventions“ (z.B. Hausbesuche von Sozialarbeitern) als so effektiv erweisen, wie professionelle Psychotherapie (Röhrle 1994). Die Förderung von positiven Affiliationsverhältnissen mit guter **pluridirektionaler Empathie** ist damit eine herausragende Aufgabe von polyadischen Therapieinterventionen bei der Arbeit in Familien, Netzwerken oder mit der im dyadischen Therapiesetting („Einzeltherapie“) anwesenden „repräsentationalen Familie“.

*„Affiliation ist das intrinsische Bedürfnis des Menschen nach Nähe zu anderen Menschen in geteiltem Nahraum, zu Menschengruppen mit Vertrauheitsqualität, denn die wechselseitige Zugehörigkeit ist für das Überleben der Affilierten, aber auch der Affiliationsgemeinschaft insgesamt, grundlegend“ (Petzold, Müller 2007).*

In diesen Affiliationsprozessen und Affiliationsgemeinschaften kommen spezifische Mechanismen zum Tragen und auch andere Narrative. Genannt sei das „**Reaktanznarrativ**“.

*„Reaktanz ist das intrinsischen Bedürfnis nach Kontrolle und Selbstbestimmung über das eigene Leben, nach einem ungeteilten Eigenraum, d.h. eine hinlängliche Unabhängigkeit von und Eigenständigkeit gegenüber affilialen Banden, die die Möglichkeit zur Entwicklung einer Persönlichkeit mit einer gewissen Eigenständigkeit im Affiliationsraum – mit ihm, durch ihn und gegen ihn – gewährleistet und Eigennutz ggf. dem Gemeinnutz entgegenstellt“ (ibid.).*

Das scheinen wesentliche und grundlegende Bedürfnissen des Menschen zu sein, die sowohl im täglichen Leben von Familien, als auch in anderen Polyaden mit Nahraumqualität (Freundes-, Schul-, KollegInnen-, Therapiegruppen) ihre Gültigkeit haben und zur Wirkung kommen. Es sei noch eine andere Tendenz zwischen Menschen erwähnt, die **Hostilität**, die mehr ist als bloß verschärfte Reaktanz, und oft mit verschieden motivierten und sich unterschiedlich ausdrückenden Formen von Aggression und Gewalt verbunden ist (Petzold 2003c, 2006h; Bloem, Moget, Petzold 2004). Diese aggressive **Hostilität** richtet sich sehr oft gegen Nicht-Affilierte, „Out-Group“-Personen, Fremde, Andersartige, die als Bedrohung für den eigenen Fortbestand oder als Konkurrenz um Weibchen, Ressourcen, Territorien erlebt werden und deshalb verdrängt, ausgegrenzt, vertrieben oder unterjocht und oft auch vernichtet werden. Für die betroffenen Menschen ist das eine erhebliche Bedrohung und erzeugt „**affilialen Stress**“ (vgl. Petzold 2010p, dieser Band).

„Affiliärer Stress“ kann zu „Hyperstress“ mit allen Zeichen, Wirkungen, Auswirkungen und Folgen solcher psychophysiologischen Prozesse führen – man findet sie in den Traumaerfahrungen des „*man made disaster*“ (Petzold, Wolf et al. 2000), bei ethnischen und religiösen Verfolgungen und Pogromen (Petzold 1996j), Vertreibungen, Misshandlungen, bei Akten extremer Fremdenfeindlichkeit oder bei Arbeitsplatz-hostilitäten, die teilweise unter dem Begriff „mobbing“ laufen (vgl. Petzold, Müller 2005). Er kann aber auch in der Familie entstehen, z.B. bei hohen normativen Orientierungen (Familienehre), die bei ihrer Verletzung oder Missachtung zu Ausgrenzung, Bestrafung, Misshandlung, Tötung (Ehrenmord) führen kann. Das „schwarze Schaf“ einer Familie, der „Außenseiter“, kann Stressbelastungen von pathogener Intensität erfahren, familiäres Mobbing, das ihn krank machen kann, weil es seine psychophysiologische Regulationsfähigkeit überfordert, denn:

*Affiliationsprozesse* gründen in einer genetisch disponierten *Regulationskompetenz* für Nähe-Distanz-Regulation .... Sie beeinflussen auch die „**Selbstaffiliationen**“, die das Resultat gelungener oder misslingender **Affiliationsprozesse** mit ihren **Affiliationsqualitäten** in familialen und anderen sozialen Netzwerken/Konvois sind. (vgl. Petzold, Müller 2007; Petzold 2010p)

„**Selbstaffiliation**“, „**Selbstwerterleben**“ sind komplexe Konstrukte, Synergeme. Sie umfassen erlebte emotionale Dimensionen, „*Selbstwertgefühl*“ (*valuation*) und erfasste kognitive „*Selbsteinschätzung*“ (*appraisal*) sowie erlebtes Wollen und Handeln, „*Selbstwirksamkeit*“ (*volitional selfefficacy in performance*). Wie alle komplexen Kognitions-Emotions-Volitions-Muster werden sie ganzheitlich als „Synergeme“ **erlebt** (deshalb Selbstwerterleben) und müssen als Entwicklungsprozesse in sozialen Netzwerken/Konvois über die Lebensspanne hin betrachtet werden. Sie sind mit *lebensalterspezifischen*, kulturabhängigen und damit genderspezifischen kognitiven und emotionalen Bewertungsparametern verbunden. Deshalb muss eine Theorie der Selbstaffiliation bzw. des Selbstwerterlebens unter einer *lifespan developmental perspective* für unterschiedliche Entwicklungsniveaus und -kontexte konzipiert werden (der erlebte Selbstwert einer babysittenden Schülerin und einer jungen Mutter mit ihrem Kleinkind auf dem Spielplatz werden sich erheblich unterscheiden). Auch in der Familienarbeit kann man daher für unterschiedliche Altersebenen nicht von *einer* Auffassung von Selbstwerterleben ausgehen, sondern man muss herausarbeiten, in welchen sozialen Konstellationen und unter welchen Bewertungsparametern einzelnen Familienmitgliedern Wertschätzung attribuiert und in den praktischen Lebensvollzügen konkret entgegengebracht wird, so dass entsprechende, positive Selbstattributionen und innerliches Selbstwerterleben sich durch *Interiorisierung* stabil verankern können, bzw. warum das nicht möglich ist (weil etwa keine Familienkultur der Wertschätzung generell oder spezifisch – etwa Frauen gegenüber – als *mentale Repräsentation* und *vollzogene Lebenspraxis* vorhanden ist). Nur auf der Grundlage eines Assess-

ments einer solchen Familienkultur und der diagnostischen Einschätzung ihrer Folgen kann man zu adäquaten Interventionen kommen.

Das sind komplexe Theorien, die hier nur kurz angerissen werden konnten, in ihren kompakten Aussagen aber unsere Konzeptbildung und Positionen sowie Praxisperspektiven verdeutlichen (vgl. *Petzold, Müller* 2003).

Vor dem bis hierhin entfalteten Verstehenshintergrund ist die „Integrative Familienarbeit“ in sozialpädagogischer und therapeutischer Ausrichtung zu sehen. Sie erfordert sorgfältige Beobachtungen des aktuellen Verhaltens in familialen „Personen-Netzwerken“ - keine Aufstellungsmagie. Sie muss pluridirektional-empathische Affiliationsqualitäten und -muster in ihrer Mutualität und ihre Auswirkungen in der jeweiligen Familie untersuchen, wie sie sich in den alltäglichen Interaktionen und in Belastungssituationen *real* inszenieren, aber auch *mental* im Denken, Fühlen und Wollen der Familie und ihrer Mitglieder präsent sind. Das erfordert den Versuch, die „mentalen Repräsentationen“ der Familie „in den Köpfen“ der Familienmitglieder zu erfassen. Da diese aber historisch gewachsen sind (wie natürlich das offene Verhalten auch) wird dazu eine „Arbeit an der Familiengeschichte“ unerlässlich. Es werden dafür Formen *narrativer Biographiearbeit* (*Petzold* 2001b; *Petzold, Müller* 2004a) wichtig – in der Kindertherapie (*Petzold* 1987a, 1995a, b) wie in der Arbeit mit Erwachsenen (*Petzold, Orth* 1985) oder mit alten Menschen (*Petzold, Müller* 2005). Das vollzogene Familienleben, seine Geschichte und Gegenwart und die in ihr produzierten Zukunftsentwürfe und -visionen (Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen) gründen letztlich im Boden „**zwischenleiblicher Erfahrungen**“ von guter regulatorischer Qualität. Mit Blick auf die Evolutionsgeschichte ist evident: Menschen lebten in familialen Verbänden bzw. in Horden, d.h. kleinen Gruppen umherschweifender Wildbeuter in Nahraumbeziehungen. An den Schlafstätten (besonders in klimatisch rauerer Gebieten und in südlichen Regionen bei der Nachtkälte) schliefen die „nackten Affen“ (*Morris* 1998) eng aneinander gekuschelt. Zwischenleibliche Kommunikation, Zärtlichkeit, Pflege in der Gruppe bestimmten das Miteinander, wie wir es auch in uns genetisch nahestehenden Primatengruppen<sup>39</sup> beobachten können, oder bei bestimmten Naturvölkern heute noch. Aus der Primatenforschung wissen wir, dass das Maß an intimer nonverbaler Kommunikation (*grooming activity*) bei verschiedenen Primaten offenbar mit der Gehirnentwicklung korreliert (*Dunbar* 1998), und die nonverbale, zwischenleibliche Interaktion von Säugling/Kleinkind und seinen Caregivern (also nicht nur der Mutter) für eine gesunde Entwicklung notwendig ist, indem in *sensiblen Phasen* Umweltantworten von hoher „Passung“ erfolgen müssen, und ihr Fehlen zu defizitären Entwicklungen führt. Für solche Erfahrungen der Nähe sind die Humanprimaten durch die Nacktheit gut ausgestattet. Durch den Wegfall der Schuppen- bzw. Hornschuppen bei Fischen und Reptilien, konnte bei den Säugetieren die ganze Haut ein *multisensorisches Sinnesorgan* werden, das mit den

<sup>39</sup> Wir haben 98,6% genetischer Gemeinsamkeit z.B. mit den Bonobos, vgl. *de Waal* 1998; *Fouts* 1998.

übrigen Sinnesqualitäten über Projektionsbahnen im Cortex in ganzheitlicher Verbindung steht. Die Nacktheit der Menschen, ihre zarte, hochempfindliche Haut steigerte diese Möglichkeit noch gegenüber den Fellträgern, besonders in der wechselseitigen Berührung und der damit einhergehenden Interaktion/Kommunikation, die zur Ausbildung des Cortex wesentliche Voraussetzungen bot. Mit der Entwicklung des Cortex als gigantischer Speicherzentrale für multisensorische Information und seiner wachsenden Kapazität durch vermehrte Faltenbildung, kommt es zu immer differenzierterer Ausbildung von dem, was in der Integrativen Therapie als „**informierter Leib**“ (Petzold 1988n, 2002j) bezeichnet wird, der nicht nur überwiegend durch „Außenweltinformation“ bestimmt ist, sondern auch von „Binnenrauminformationen“, weil er sich *mit sich selbst beschäftigt*. Er verarbeitet Informationen aus dem intraorganismischen Bereich, etwa „*movement produced information*“ (idem 2002j), die in der Eigenbewegung entstehen. Die spielerische Phase in Jungtiergruppen, die bei den höheren Säugetieren, vor allem bei den Prädatoren (z.B. Hunden, Katzen) zu beobachten ist, kann als Lernphase der Hirnrinde durch die sowohl exterozeptiv als auch propriozeptiv eingehenden Informationen verstanden werden. Beim Humanprimaten sind die Eltern in diese Spiele intensiv einbezogen, und der Entwicklungsabschnitt, der spielzentriert ist, dauert über die gesamte lange Kindheit bis in die Adoleszenz. Damit wird auch die **Spielkultur** einer Familie, ihr spielerisches Miteinander archiviert und geht in die mentalen Repräsentationen in Form von Szenen, Szenenfolgen, Szenenentwürfe mit ihren Atmosphären ein. Die Skripts und Szenengeschichten ermöglichen auch szenisch-atmosphärische *Antizipationen* und auch die werden mental archiviert – im Gedächtnis von Einzelpersonen wie im „kollektiven Gedächtnis“ der familialen Gesamtgruppe, ihren geteilten Erinnerungsständen. Diese z.T. komplexen Materialien erfordern deshalb differenzierte Verstehensprozesse, eine Hermeneutik des Szenisch-Atmosphärischen wie des Narrativen, der Familienerzählungen als Niederschlag gemeinsamen Erzählens (idem 1988 a, b, 1991a, 2001b). Diese Hermeneutik wertet die aus Beobachtungen gewonnenen oder in diagnostischen Experimenten evozierten, mit projektiven oder semiprojektiven Bildern (Müller, Petzold 1998) und anderen kreativen Medien erschlossenen Materialien aus. Dadurch werden Einflüsse der *Enkulturation* aus dem übergeordneten Kulturraum, der *Sozialisation* aus den näherliegenden Sozialbezügen und der *Ökologisation* als Einflüsse von Wohnung, Quartier, Landschaft (Petzold 2006j) auf die Familie und die dadurch hervorgebrachte „Familienkultur“ in ihren Problemen, Ressourcen und Potentialen, ihren funktionalen und dysfunktionalen Prozessen erfasst. So werden die Informationen gewonnen, die für die Familie und für ihre Begleiter, Berater, TherapeutInnen für etwaige Veränderungen erforderlich sind. Den Stilen des *Denkens*, *Wollens*, *Fühlens*, *Handelns* in Familien als zentralen Momenten der Familienkultur gilt es besondere Aufmerksamkeit zu schenken, Stilen wie Offenheit und Verslossenheit, des Umgangs mit Macht, mit Schuld, mit Scham, mit Unrecht und Gerechtigkeit (Petzold 2003d) – zentrale Themen familialer Kultur.

Greifen wir das Thema des Wollens heraus, die familiäre *Willenssozialisation* durch das Bereitstellen von Imitationsmodellen für das Wollen oder durch kovolitive Prozesse im Vollzug gemeinsamer Willenshandlungen als „*shared attention, shared intentions and shared actions*“ (Petzold 1999; vgl. Striano, Stahl 2005; Fasel et al. 2007; Leavens, Racine 2009). Eltern und ältere Geschwister zeigen in ihren Willenshandlungen, wie das Wollen funktioniert, was man durch bewusste *Willensentscheidungen* und willentliche Ausdauerleistung, *Willenskraft*, erreichen kann. Sie binden das Kind immer wieder in gemeinsame Spiel- und Arbeitsaktionen ein mit ihren Prozessen *gemeinsamer Wahrnehmung, geteilter Aufmerksamkeit, gemeinsamer Intentionsbildung* und *gemeinschaftlichen Handelns* (Moore et al. 1995; Tomasello 2003), bei denen Ziele erreicht werden müssen, also koordinierte Willenshandlungen erfolgen, die vom Kind, unterstützt durch das Fungieren von Spiegelneuronen (Petzold 2002j; Stamenov, Gallese 2002) durch kovolitive Prozesse im Vollzug (Petzold, Sieper 2008) angeeignet werden können.

Oder nehmen wir als Beispiel für den Bereich der Emotionen ein Gefühl wie *Scham*. Sie ist einerseits genetisch angelegt (Buss 2004, 501) und tritt als „moralisches Gefühl“ – ähnlich wie Schuld auf (Petzold 2003d) – bei der Verletzung von Regeln und Konventionen, die das gruppale Zusammenleben regeln, Statushöheren die Möglichkeit der Beschämung als Mittel sozialer Kontrolle bieten. Übertreter können durch das Zeigen von Scham Sanktionen abpuffern. Gleichzeitig werden sie zu einem Verhalten motiviert, in Zukunft regelkonform zu handeln, um Beschämung („Schimpf und Schande“) zu vermeiden (Buss 2004, 464), oder Strategien des Umgangs mit Scham („Wurstigkeit“) oder der *Entschämung* zu entwickeln (Rationalisierung, Rechtfertigung, Umwertung bzw. Negativierung der Konvention, Entwicklung von Metapositionen und Exzentrizität etc.). Das ist die *Struktur* von Scham – jenseits aller tiefenpsychologischen Spekulationen ein „einfacher“ Mechanismus – der aber kompliziert wird, durch seine hohe Kulturspezifität. Was in der einen Ethnie eine Schande ist, ist in der anderen ohne große Bedeutung, worüber man sich in der einen Familienkultur schämen muss, bringt in einer anderen vielleicht sogar Lob. Es ist also die Mikrokultur der Familie, Peergruppe, des Kollegiums oder Teams auf diese Struktur hin zu untersuchen, die Funktion und Handhabung der sozialen Kontrolle (= Macht) durch die Beschämer und den jeweiligen funktionalen bzw. dysfunktionalen Umgang mit Scham durch den Beschämten und seine Strategien der Schamvermeidung. Das genetisch disponierte Schamgefühl wird in der zwischenleiblichen und intersubjektiven Sozialisation durch die „emotionale Differenzierungsarbeit“ (Petzold 1995g) in emotionalen Sozialisationsprozessen von pluridirektionaler und mutuellem Qualität entwickelt – zunächst im familialen Milieu, dann aber auch in anderen Sozialisationsagenturen. Das Kind erlebt in Entwicklungszonen (ZPE/ZOP) über die interaktiven Prozesse in seiner Familie wie mit Scham oder Schuld, Beschämung und Schuldzuweisung umgegangen wird und entwickelt durch **Interiorisierung** (Vygotskij 1972, 1992) „Stile des Schämens“, bzw. des „Entschämens“, lernt auf spezifische Konventio-

nen zu achten, auf „Stile der Beschämung“ sensibel zu reagieren. Dabei sind die emotionalen Interaktionen zwischen den Eltern besonders wesentlich. Das Kind sieht und verinnerlicht, wie die „Großen“ es machen, die die sozialen Normen setzen oder weitergeben (*Vygotskij* 1992). Aber auch die Interaktion der Eltern zum Kind und zu den Geschwistern hin ist bedeutsam und prägt den Umgang der Geschwister miteinander. Über **Identifizierung, Identifikation** und kognitiver Einschätzung/emotionaler Bewertung (*appraisal, valuation*<sup>40</sup>) werden Muster, Narrative zu Scham (Zeigen und Verbergen von Scham, Schamgrenzen, Schamanlässe, Schamintensitäten) mental aufgenommen und leibhaftig in Mimik und Gestik „eingefleischt“. Deshalb ist therapeutisch auch die Arbeit mit „movement produced information“ aus dem nonverbalen Interventionsfundus, den Emoting-Techniken der Integrativen Therapie (*Petzold* 2004h), nützlich, indem man etwa in der Therapie den Patienten, bzw. in der Beratung den Klienten anhält, bei Scham/Beschämungssituationen eine „Gelassenheitsmimik“ oder Neugierdemimik „aufzusetzen“, die das Schamgefühl hemmt.

Familien geben in „Zonen Proximaler Entwicklung“ ihre „Schamkultur“ auf diese Weise weiter, die – weil sie zumeist auch abhängig von der jeweiligen sozialen Lebenswelt ist – auch die Wertungen des übergeordneten gesellschaftlichen Rahmens wiedergeben. Schamgefühle werden damit konstituierender Bestandteil persönlicher Identität als Niederschlag familialer und kultureller Schamkultur. Schamgefühle können quälend sein und höchst dysfunktional für familiales und außerfamiliales Verhalten, denn sie behindern vertrauensvolle Beziehungen. Sie sind oftmals ein Fortschreiben von Familienatmosphären, von Familienkontexten früh gebahnter Muster aus Situationen der Beschämung/Bloßstellung. Ist Beschämung eine festgeschriebene Familienpraxis des Umgangs mit Scham, so muss mit der Bearbeitung dysfunktionaler Schamgefühle nicht nur auf den Patienten als Einzelperson zentriert werden, sondern es muss auch auf die „Familie im Kopf“ geschaut werden, auf ihre normativen Systeme, auf die inneren Zensoren, die in realen biographischen *Situationen* der Zensurierung, Sanktionierung, Abwertung verinnerlicht wurden – im psychoanalytischen Sprachspiel spricht man von einem „strengen Über-Ich“. Stellen wir solche Strukturen mit semiprojektiven Techniken fest (etwa durch das Zeichnen der negativen Über-Ich-Bank, auf der die Richter und der positiven Bank, auf der die wohlwollenden Beschenker sitzen, vgl. *Petzold, Orth* 1994), dann muss an der mentalen Repräsentation der familialen Beschämungssituation, wie sie „im Kopf“ repräsentiert ist, gearbeitet werden. Das kann „bottom-up“ durch die erwähnten nonverbalen Emoting-Techniken geschehen oder „top-down“ durch mentale Vorstellungsübungen, Methoden integrativer Imaginationsarbeit bzw. des katalymen Symboldramas (*Katz-Bernstein* 1990; *Petzold* 1972f), aber auch durch die psychodramatische Inszenierung alternativer Szenen, in denen mit Scham anders

---

<sup>40</sup> Auf der Ebene des Phänomenalen unterscheiden wir Emotion und Kognition, die cerebral aber als ein Bündel von miteinander verbundenen Prozessen zu sehen sind. Wie *Lurija* (1992) betonte, arbeitet das Gehirn stets als Ganzes (*Petzold* 2001p, 2009d).

umgegangen wird, als in der Herkunftsfamilie und ein Patient sich in funktionaler Weise zu „entschämen“ lernt. So werden korrigierende oder alternative Erfahrungen möglich und dysfunktionale Muster gehemmt (Grawe 2004), „umgebahnt“. Sie werden durch neue, funktionale Muster des Selbstvertrauens und der Beziehungsgestaltung im emotionalen Umgang mit sozialen Situationen ersetzt, die Schampotentiale bergen. Man kann in sozialen Situationen in Gruppen (Teams, Kollegien, Gremien etc.) *sich anders verhalten, weil man anderes „im Kopf“ hat*. Was hier exemplarisch am Thema Scham erläutert wurde und natürlich nach vielen Seiten hin ergänzt werden kann (Schorn 1996), gilt natürlich auch für andere wesentliche Gefühlskonstellationen mit ihren familialen ProtagonistInnen der Sozialisation in der Primärgruppe. Erwähnt werden soll hier noch exemplarisch das Thema „Zärtlichkeit“ bzw. „Intimität“, weil es unmittelbar neben dem Thema „Scham“ liegt. Zärtlichkeit findet sich einerseits bei „primär Vertrauten“ (Eltern/Kindern) und in Vertrauensbindungen (Ehe, Partnerschaft, Intimfreundschaft) und ist in hohem Maße von kulturellen Mustern und Normen bestimmt. Zumeist sind die Schamsschwellen herabgesetzt, indes keineswegs immer. Es müssen also die jeweiligen kulturellen Usancen berücksichtigt werden, die dann Teil der Einwirkung von *Kultur* auf die Interaktionsformen von Humanprimaten, auf ihre *Natur* ist, zu der körperliche und emotionale Intimität gehört. Die Nahraumbeziehungen und der damit verbundene Austausch von Zärtlichkeiten wird durch Scham, Schamgrenzen geschützt, oftmals unterstrichen durch kulturelle Verbote, häufig auch aus dem Bedürfnis der zärtlich Interagierenden nach intimer Privatheit. Auch hier kommt der jeweiligen familialen Kultur vor dem Hintergrund von makrokulturellen Normen eine große Bedeutung zu, denn sie greifen ein in grundlegende, biologisch bestimmte Verhaltensmuster der Zwischenleiblichkeit wie das Verhalten zwischen Paaren, die sich als Geschlechtspartner gefunden, ja familial gebunden haben und Nachkommen zeugen und aufziehen. Das Leben zärtlicher Zwischenleiblichkeit hat ein stark prägendes Moment für die Angehörigen einer kernfamilialen Polyade. Dass dabei in sehr grundlegender Weise neurohumorale Prozesse im Spiel sind, wird oft nicht hinreichend beachtet. Bei Frauen wie bei Männern spielt z.B. das Neuropeptid **Oxytozin** eine wichtige Rolle, das im Hypothalamus und zwar *Nucleus paraventricularis* gebildet in der Hypophyse zwischengelagert und dann situationsspezifisch abgegeben wird, etwa beim Geburtsprozess, wo es die Wehen fördert, oder in der Mutter-Säugling-Beziehung beim Stillvorgang, aber auch insgesamt in der emotionalen Beziehung zum Kind. Auch in der Beziehung zwischen Sexualpartnern hat dieses „Vertrauens-Kuschel-Bindungs-Hormon“ eine große Bedeutung. Es reduziert Angst und fördert Sicherheit – beides ist für Intimität wesentlich. Für den Aufbau und die Tragfähigkeit von Affiliationen kommt es zum Tragen (Febr 2005; Insel 1992), und es bindet auch die Partner aneinander, denn Oxytocin spielt in Zärtlichkeiten und Sexualität eine wichtige Rolle. Beim Geschlechtsverkehr wird es bei Frau und Mann freigesetzt und löst wie die körpereigenen Opioide/Endorphine einen euphorisierenden Effekt aus und wirkt stabilisierend auf die intimen Beziehungen (keineswegs nur auf sexualisierte). Körperliche

Zärtlichkeit ist demnach für familiäre Bande, Nahraumbeziehungen, affiliale Sicherheit wesentlich und sollte in der Familienkultur nicht mit Tabus und hohen Schamgrenzen verhindert werden. Streicheln und Kuscheln, Küssen und Kosen signalisieren Verbundenheit, lassen in der Mimik Innigkeit und Liebe, Glück und Heiterkeit, Entspannung und Zufriedenheit aufscheinen. Eltern geben damit Modelle für liebevolles Miteinander, Kinder können sich über Spiegelneurone in diese Emotionslagen und Kommunikationsformen einfinden. Sie erhalten so über die mentale Repräsentation solcher Szenen und Atmosphären die emotionale Basis für ihre eigenen Verhaltensperformanzen in Nahraumbeziehungen, die sie dann angstfrei gestalten können – natürlich nicht nur über Oxytocin, obwohl dieses nachweislich Einfluss auf die cerebrale Verarbeitung von Angstgefühlen hat. Es ist vielmehr die verinnerlichte *Gesamtwirkung* eines zärtlichen Familienklimas, die zum Tragen kommt und die „kultiviert“ werden muss, denn das archivierte innere „Hologramm“ (Pribram 1979) der Familie, die „repräsentationale Familie“, bestimmt die expliziten und impliziten Familienverständnisse, wie wir sie „in den Köpfen“ der einzelnen Familienmitglieder finden.

In der Arbeit mit Familien wird eine Klärung der inneren „Vorstellungen von Familie“ wichtig, damit man sich ein Bild von den inneren Visionen und Vorstellungen machen kann, die Menschen in sich tragen. Dann wird es wichtig, einen Abgleich dieser „Vorstellungswelten“ mit der gelebten (und lebbareren) Familienrealität vorzunehmen, denn oft finden sich „im Kopfe“ (etwa eines Elternteils) Modelle, die in der Realität weder gelebt werden, noch möglich sind (etwa die Vorstellung einer mehrgenerationalen Großfamilie aus eigenen Kindertagen), oder die vom Partner nicht geteilt werden, weil er ganz andere Bilder von Familie „im Kopf“ hat, die interferierend in die Performanz des familiären Alltags hineinwirken.

Bei älteren Kindern und Jugendlichen und ihren mentalen Repräsentationen von Familie (Müller, Petzold 1998) finden sich oft erhebliche Divergenzen zu den elterlichen Vorstellungen, was virulente Störzonen ergeben kann. Für die integrative Arbeit mit Familien legen wir folgende Definition von „Familie“ zugrunde.

»Unter **Familie** kann eine **Polyade**, d.h. ein Gruppenverband miteinander verwandter oder verschwägerter, aber auch durch Adoption und stabile Wahlverwandtschaften verbundener Menschen verstanden werden, die in Wohn-, Lebens-, Werte- und ggf. Wirtschaftsgemeinschaften leben und durch dichte Netzwerkbeziehungen und ggf. freiwillig eingegangene, rechtliche Fürsorgeverpflichtungen (notarielle Verträge, eingetragene Partnerschaften, o.ä.) miteinander einen **Konvoi** bilden. „Gute“ Familien bieten einen Konvoi von hinlänglicher Stabilität, in dem eine intensive Affiliationsqualität, ein Wir-Gefühl der Zugehörigkeit herrscht und *mentale Repräsentationen* der Familie als Gesamtgemeinschaft mit ihren Mitgliedern und ihren Traditionen und Werten Kognitionen *familialer Identität* möglich machen, die Sicherheit und Beständigkeit für das *persönliche Identitätserleben* bieten. Eine „gute“ **repräsentationale Familie** kann eine hohe Enttäuschungsfestigkeit

haben und über die Existenz der zugrundeliegenden **realen Familie** hinaus (etwa bei Todesfällen im Netzwerk oder Trennungen durch Flucht und Vertreibung) einem Menschen Orientierung, Sinn und Trost bieten, genauso wie eine negative **repräsentationale Familie** Menschen ein Leben lang belasten kann, wenn ihre Auswirkungen nicht bearbeitet und verarbeitet werden können« (Petzold 2000h).

Je intensiver die Qualität von mutuell-empathischen, pluridirektionalen Affiliationen (Petzold, Müller 2005) - Liebe, Verbundenheitsgefühl, Wertschätzung, Mitgefühl – ist, und je größer die „geteilten mentalen Repräsentationen“ sind – d.h. die kognitiven, emotionalen und volitiven Muster (Petzold 2003b; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) in der familialen Polyade –, desto höher ist deren „supportive Valenz“. Dabei spielt die Bindungswirkung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse, wie die Evolutionspsychologie gezeigt hat (Buss 2004), durchaus eine Rolle und auch die Länge der Beziehungsgeschichte, besonders, wenn sie Zeiten primärer Vertrautheit (Kleinkindzeit) umfasst (Bischof 1985). Dennoch sind die aktuellen Lebensbedingungen von Familien in Gesellschaften – in all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit – von hoher normativer und Verhalten bestimmender Kraft. Natur und Kultur sind die zu berücksichtigenden Einflussgrößen. Von einheitlichen Vorstellungen über das, was Familie ist, kann heute in einer Zeit, in der man von „postfamilialen“ familienformen spricht (Beck-Gernsheim 1994) im Kontext psychosozialer Arbeit, aber auch in der Familientherapie (die zumeist an impliziten Bildern von traditionellen Familien orientiert ist, wie *Satir*, *Kirschenbaum*, *Minuchin*, *Selvini-Palazzoli*;vgl. *Schneider* 1983) nicht mehr ausgegangen werden, u.a. weil in vielen Familien selbst davon nicht mehr ausgegangen wird – bewusst/explicit und mehr noch unbewusst/implicit. Die fungierend entstandenen oder intentional entschiedenen „Vorstellungen über Familie“, „Familienbilder“, die Menschen „im Kopf“ haben, sind indes ähnlich wie „Menschenbilder“ – handlungsleitend. Deshalb müssen sie für alle Beteiligten *explizit* und damit reflektierbar, bewertbar werden, weil sie nur dann intentional gestaltbar und ggf. veränderbar werden können. Familien müssen ihre Vorstellungen über Familie, ihr *repräsentationales Bild von Familie* – ihrer Familie – reflexiv erfassen, ihre „*theory of family*“ zur Verfügung haben. Es müssen deshalb neue Wege der Arbeit mit Familien entwickelt werden, die die mentalen „Familienrepräsentationen“ zu einem Ausgangspunkt ihres Vorgehens machen und ein *normatives Empowerment*<sup>41</sup> bereitstellen, in dem die *Familien selbst bestimmen können, was für eine Fa-*

<sup>41</sup> »**Normativ-ethisches Empowerment (NE)** ist die von professionellen Helfern oder von Selbsthelfern erfolgende Förderung der Fähigkeit zu normativ-ethischen Entscheidungen durch Menschen, die von Problem- und Belastungssituationen betroffenen sind, auf einer möglichst umfassend informationsgestützten Basis, ausgerichtet an generalisierbaren, rechtlichen und ethischen Positionen (Grundrechte, Menschenrechte, Konventionen zu Natur- und Artenschutz etc.). NE vermittelt ein Bewusstsein für das „Recht, Rechte zu haben“ (H. Arendt), sensibilisiert für die „Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“ (H. Petzold 1978c), baut Solidarität, Assertivität, Zivilcourage auf, erschließt Möglichkeiten der Informations- und Ressourcenbeschaffung, so dass die Betroffenen als Einzelne und als Kollektive die Kompetenz und Kraft gewinnen, normativ-ethische Entscheidungen für sich, andere Betroffene, das Gemeinwesen zu fällen, ihre Umsetzung zu *wollen* und für ihre Durchsetzung einzutreten.« (Petzold 2006n)

*milie sie denn sein und werden wollen* und in welcher Art bzw. in welche Richtung sie ihre *Familienidentität* und *-kultur* entwickeln.

Sozialtherapeutische und -pädagogische, familienpsychologische und -therapeutische Arbeit heute muss zur „Selbstwirksamkeit“ (Flammer 1990) und „Souveränität“ (Petzold, Orth 1998a) von Familien in der ganzen Breite ihrer mentalisierten Selbstdefinition und ihrer kulturellen Kontexte als mentalen Welten beitragen. Deshalb müssen diese Dimensionen in der Mentalisierung stärker in den Blick genommen werden. Wenn man Familienklimata, -mentalitäten und -kulturen verändern will, muss man sich darüber klar sein, dass man – ähnlich wie in der Therapie mit Einzelpersonen – „Gehirne verändern“ (Grawe 2004) und ihre Mentalisierungen beeinflussen muss, denn Familien sind „communities of brains“ (vgl. Freeman 1995), „minds in social worlds“ (so Nelson 2010). Sie sind von gemeinsamen Mentalisierungsprozessen, Kognitionen, Gefühlen, Willensregungen bestimmt. Wenn hier eine gute Synchronisation vorliegt, funktionieren Familien gut, wenn es aber an Koemotionalität, Kovolutionen, gemeinsamem Wollen, Fühlen und Denken fehlt, an gemeinsamen Zielen mangelt, wird es im alltäglichen Miteinander schwierig. Die Familienmitglieder müssen deshalb erfahren, was sie „im Kopf“ haben über ihre Familie, um auf diesem Boden einen gemeinsamen Willen, Kovolution, zu Umwertungen und aktiv-gewollter Umgestaltung und Umübung zu entwickeln und zu praktizieren, denn nur so werden neue Muster neuronal gebahnt und können durch die Wirkung von „Spiegelneuronen“ (Stamenov, Gallese 2003) und Prozessen „emotionaler Ansteckung“ und „kognitiver Synchronisation“ wechselseitige Bekräftigungen erfolgen. Jede Form psychosozialer Arbeit in Sozial- und Familienpädagogik, Sozio- und Psychotherapie (auch im Einzelsetting) hat mit der „**repräsentationalen Familie im Kopf**“ zu tun, und das ist mehr als „Elternimagines“. Es sind *Stile des Denkens, Fühlens, Wollens, Wertens*, wie sie aufgrund von sozialisatorischen Erfahrungen – in Familien und anderen Sozialisationsagenturen – das heißt durch Mentalisierungen ausgebildet wurden und sich im Lebensalltag inszenieren.

## **7. Soziale Welten, Interiorisierungen, kollektive und persönliche „mentale Repräsentationen“**

Der Integrative Ansatz hat seit seinen Anfängen durch unsere Studien in Paris in den Sechzigerjahren versucht, die leib- und sozialphänomenologische Sicht etwa von *M. Merleau-Ponty*, *H. Schmitz*, *A. Gurwitsch* und *A. Schütz* sowie die phänomenologische Hermeneutik von *Paul Ricœur* (Petzold 1985g, 2005p) mit dem neuropsychologischen, systemtheoretischen und kulturtheoretischen Ansatz der „russischen Schule“ von *A. Lurija*, *L. Wygotskij* u.a. zu verbinden. In ihr sind, das wurde schon erwähnt, auch die Fundamente einer modernen, nichtlinearen Systemtheorie zu finden (vgl. Petzold, Michailowa 2008). Diese Verbindung führte zur Integrativen Therapie und hat sich als sehr fruchtbar erwiesen, konnte sie doch so den „semi-naiven Phänomenologismus“ (Tholey 1984, 1986) der klassischen Gestalttherapie überwinden und deren

von Goldstein übernommenes, biologisches System- und Selbstregulationskonzept (bei Perls oft biologistisch-reduktionistisch verkürzt und heute natürlich veraltet) mit Lurija – später mit Systemikern wie Gibson, Kelso, Turvey, Thelen, Neslon, Haken u.a. – anwendungsbezogen weiterführen zu einer Theorie „dynamischer Regulation“ als System- und Subjekttheorie (schon Petzold 1974j, 296f; Petzold, Orth, Sieper 2006). Auch die von Perls auf den Kontaktbegriff reduzierte Konzeption der Relationalität und die theologisierende Dialogik Bubers in der Gestalttherapie konnte mit Bakhtin zu einer Polylogik (Petzold 2002c) und mit Levinas zu einer beziehungsorientierten, auf den „Anderen“ gerichteten Ethik überschritten werden (Petzold 1996j), die für die Psychotherapie durch die Praxis **wechselseitiger Empathie in Affiliationsprozessen** wirksam wird (Petzold, Müller 2007). Das wurde durch die Konnektivierung von phänomenologischen Konzepten wie „Leib/Lebenswelt“ mit kognitivistischen, neurobiologisch-systemischen wie „mind embodied and embedded“ möglich in Bezug zur longitudinalen Entwicklungspsychobiologie und zur Kulturtheorie (idem 2008b, 2010f; Petzold, Orth-Petzold 2009), die zu unseren synthetisierenden Konzepten der „Entwicklungstherapie in der Lebensspanne“<sup>42</sup>, der „Mentalisierung“ in Polyaden (2003b, 2008b), des „Informierten Leibes“ (idem 1988n, 2009c), des „Kontext/Kontinuums“ (1974j, 1991o, vgl. Bakhtins „Chronotopos“ oder Gurwitschs Milieuwelt bzw. Situation) führten, der Idee und Praxis des „komplexen Lernens“<sup>43</sup> als „ko-kreatives Geschehen“ in Selbst- und Fremderfahrung unter Verwendung „kreativer Medien“<sup>44</sup> etc.

Im Kontext dieser Theorievernetzungen wurde die integrative Theorie der „sozialen Welten“ (*social worlds, représentations sociales*) entwickelt (Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004), wie sie für die Arbeit mit Menschengruppen wesentlich sind, eine Sicht, die jetzt durch neueste Theoriebildung in einer systemischen Entwicklungspsychologie von Katharine Nelson (2010) weiter unterstützt wird. In jeder Polyade, jedem Konvoi, jedem sozialen Netzwerk können Subgruppierungen mit unterschiedlichen „Weltansichten und Lebensauffassungen“ sein (Petzold, Petzold 1991b; Hass, Petzold 1999), ein Faktum, das für die Familienarbeit eine große Rolle spielt, denn man arbeitet nicht nur an Kommunikationen, sondern auch an ihren Hintergründen, die in divergierenden Normen, Werten, sozialen Referenzsystemen, *life styles* (Müller, Petzold 1999) liegen können.

»Unter *social world* verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt’, eine ‘Weltansicht’ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung’ im (Makro- und Megabereich). Soziale Welten in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist’ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes« (Petzold 2000h).

<sup>42</sup> Petzold 1992e; Petzold, van Beek, van der Hoek 1994; Sieper 2007

<sup>43</sup> Petzold 1974j, 309ff; 1988s; Sieper, Petzold 1993, 2002

<sup>44</sup> Iljine, Petzold, Sieper 1967; Petzold, Orth 1990a; Petzold, Orth, Sieper 2006

In familialen Netzwerken können durchaus unterschiedliche „social worlds“ wirksam sein, was sichtbar wird, wenn der Vater, Filialeiter in einer Bank, und sein adoleszenter Sohn, der in der Raver-Szene seinen Spaß sucht, Konflikte haben. Da „*treffen Welten aufeinander*“, divergierende Welten, die beide „im Kopf“ haben. Dieses Konzept phänomenologischer Soziologie liegt nahe bei dem sozialpsychologischen Konzept der „*représentations sociales*“ (Moscovici 2000; Marková 2003)

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt – sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Korrespondenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus geteilten Sichtweisen auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder – etwas futuristisch, aber mental schon real –, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (Petzold 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht« (Petzold 2000h).

In den kollektiven Repräsentationen betonen wir gegenüber dem traditionellen Ansatz von Serge Moscovici stärker, dass in ihnen natürlich Individuen mit ihrer „*intermentalen* Wirklichkeit“ vermittelt über „**Interiorisierungen**“ (Vygotskij) repräsentiert sind. Klar aber ist, dass es sich um Wissen von Kollektiven – Familien, Schulklassen, Peergroups – handelt, um ihr Alltagswissen und ihre Erträge fachlichen Wissens, um spezifische *Themen* (Moscovici 2000; Marková 2003), die als gemeinsames Wissen vorhanden sind. Es gibt „*représentations sociales*“ von hohem Abstraktionsgrad und großer Reichweite und solche mit einem geringeren Geltungsrahmen, so dass ich Mikroformate (z.B. familiale), Mesoformate (etwa spezifisch für soziale Gruppen) und Makroformate (z.B. schicht-, ethnief-, kulturspezifische) sozialer Repräsentationen unterscheidet, was sich als durchaus nützlich erweist.

In der „*intramentalen* Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und

Wollen von Kollektiven mit ihren relevanten Themen präsent. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zur „leibhaftigen Dialogik“ (im Anschluss an *Bakhtin*, vgl. *Mikhailovic* 1997) und zum „embodied mind“ (*Lakoff, Nuñez* 2001; *Nuñez, Freeman* 2000) unterstützt. Der Begriff „**mental**“ ist deshalb, wie auch unsere Ausführungen aufgezeigt haben (vgl. 3.), nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“, sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „**verleiblicht**“ (*embodied, incarnée*) und zugleich als „**sozialer**“ gedacht wird, und der die in Prozessen „**komplexen Lernens**“ (*Sieper, Petzold* 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende, „**mentalisierte Interiorisierung**“ erlebter „Um- und Mitwelt“ (*Vygotskij*) als „**Inkorporierung**“ (*Merleau-Ponty*) umfasst, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien, aber auch die kollektiven soziokulturellen Wertungen aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes und zugleich die kulturelle Norm eines angemessenen Ausdrucks – ein Hologramm des Erlebens.

»**Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt – sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* interaktiv erworbenen, d.h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörperten Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in interaktiven Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen Repräsentationen“ (vom Intermentalen der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d.h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen« (*Petzold* 2002b).

Die Theorie der komplexen „**kollektiv-mentalen** bzw. **sozialen Repräsentationen**“ muss immer mit der der „**subjektiv-mentalen** bzw. **persönlichen Repräsentationen**“ auf dem Boden psychophysiologischer bzw. neurobiologischer *Inkorporierung* und *Interiorisierung* verbunden betrachtet werden und vice versa, denn bei fehlender oder unzureichender *Passung* liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin, bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin.

## **8. Praxeologische Perspektiven: Arbeit mit der „Familie im Kopf“, mit „inneren Beiständen und Feinden“ durch rotierende Fokalisierungen**

Für die Arbeit mit Familien, ihren Werten und Konflikten, ihren Belastungen und Ressourcen (*Petzold* 2003b) haben die dargestellten Konzepte, die an *Moscovici*

(2001) sozialpsychologische Ideen und Forschungen anknüpfen, seine Vorstellungen, dass menschliches Verhalten von verinnerlichten kollektiven sozialen Regelwerken, ihren „mentalen Repräsentationen“ bestimmt sind, große Bedeutung für die Praxeologie (Orth, Petzold 2004).

*Moscovicis* Kernaussage ist:

„Soziale Repräsentationen sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen um zu ermöglichen, dass zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte“ (Moscovici 1976, XIII).

Im unmittelbaren Life-Kontakt mit „**realen Familien**“ sind diese mentalen Repräsentationen bei ihren Mitgliedern selbst präsent und wirksam für die Strukturierung des interaktiven Realgeschehens. Sie müssen deshalb für die Arbeit in und mit familialen Netzwerken und ihren Mitgliedern (Hass, Petzold 1999; Müller, Petzold 1998) berücksichtigt und genutzt werden *in einer Verschränkung der Arbeit am Mentalen und der Arbeit am Realen*, z.B. *am offenen Interaktionsverhalten*. Familien sind *Polyaden*, Verwandtschafts**gruppen** im Kernbereich einer Verwandtschaft als „*extended family*“, sofern eine solche vorhanden ist. In vielen Formen der Familientherapie – aber auch der Teamarbeit – wird übersehen, dass es auch an den „mentalen Repräsentationen“ der *Polyade* zu arbeiten gilt, denn werden sie nicht „top down“ verändert (etwa durch Vorstellungsübungen), sind Verhaltensänderungen schwerer zu erreichen. Am besten sind Kombinationen mit „Bottom-Up-Interventionen“ z.B. Rollenspiele (mit Rollentausch und Rollenwechsel, Petzold 1979k), Positionszuweisungen, Skulpturierungen etc.

Die Vielzahl der Techniken und Methoden, die der Integrative Ansatz als „entwicklungsorientierte Arbeit in der Lebensspanne“ (Sieper 2007) hier erarbeitet und erprobt hat - pantomimisch von Gruppenmitgliedern gestellte (Petzold 1969b) oder in Ton geformte Familienskulpturen (Petzold, Sieper 1993, 479), Netzwerkkarten (Petzold 1979c; Hass, Petzold 1999), projektive Bilder in Farben und Formen (Müller, Petzold 1998), Phantasiearbeit, korrektive Imaginationen und Arbeit an „mind maps“ (Petzold 1971c, Katz-Bernstein 1990; Petzold, Josić, Erhardt 2003) bieten hier ein ausgezeichnetes Rüstzeug in diagnostischer und familientherapeutischer bzw. -beraterischer Hinsicht. Wir „stellen“ Familienkonstellationen als leibliche, nonverbal gestaltete Skulpturierungen und setzen sie in Bewegung (Petzold 1969c, Petzold, Orth 1988a). Wir verwenden in diesen „persönlichen Skulpturierungen“ (Petzold 1969b/1988n, 466, 568ff) pantomimische Elemente, so dass ein Patient oder

Klient Person um Person die Mitglieder seines Familiennetzwerkes „verleibt“ und darstellen kann, um die emotionalen Qualitäten, die er von jedem Einzelnen erfahren hat und in sich trägt, sichtbar zu machen. Wir lassen mit Farben, Ton und Collagematerialien Familienbilder herstellen, woraus die Bedeutsamkeit von Beziehungen und Subnetzwerken erkennbar werden und in ihrer emotionalen Gewichtung erfahren werden können. Repräsentationen von Negativitäten, von Risiko- und von Schutzfaktoren der Familie werden in solchen projektiven und semiprojektiven Darstellungen (Müller, Petzold 1998, 2003) sichtbar und einer Bearbeitung zugänglich. Man kann so seine „inneren Beistände“, „inneren Feinde“ (Petzold 1985t) und etwaige ambivalente Beziehungen in der eigenen Familie in den Blick bekommen und damit auch „in den Griff“, indem man ggf. Wertungen (*appraisals/valuations*) verändert, etwa dadurch, dass man bislang nicht beachteten Positivpersonen „vom Gefühl her“ einen höheren Stellenwert einräumt, oder von der „Vernunft her“ und durch den beides vereinigenden *Willensentschluss*, durch eine *kollektive Volition*: „Wir wollen das so!“ (Petzold, Sieper 2007).

Diese drei verflochtene *mentalen* Prozesse (Kognitionen, Emotionen, Volitionen) können und müssen vielfach aber auch *real* verankert werden durch die *Performanz*, die konkrete Aktivierung von Kontakten und in gemeinsamem Handeln. Vorbereitet werden können sie etwa durch biographische Erinnerungsarbeit an Atmosphären, Szenen und Geschichten mit ihren Gefühlen, Gedanken, Willensakten und sensorisch-aktionalen Performanzen, die „ins Gedächtnis und ins Bewusstsein“ geholt werden. Wir nutzen dabei die Technik *differentieller Fokalisierungen* (Petzold 1993p), indem wir in einem Interaktionsgeschehen, in einer Handlungssequenz in der Therapie den Fokus der Bewusstheit (der *awareness*/Spüribewusstheit und *consciousness*/Ichbewusstheit; vgl. *idem* 1991a; Grund, Petzold et al. 2005) einmal auf die Empfindungs- und Gefühlsebene lenken: „*Was empfinden oder fühlen Sie jetzt?*“, dann auf die kognitiv-reflexive Ebene: „*Was geht Ihnen jetzt durch den Sinn, was denken Sie dazu?*“ Schließlich fokussieren wir die Motivations- und Willensebene, stimulieren sie in eine *proaktive* Richtung: „*Was möchten Sie jetzt tun, wohin ziehen Sie Ihre Willensstrebungen und -impulse, und welche Aktivitäten ergeben sich daraus, was müssten Sie oder wollen Sie in Angriff nehmen?*“ Proaktivität und antizipatorische Arbeit hatten im Integrativen Ansatz stets eine große Bedeutung (*idem* 1971f, 1979f, 2005o, r). Diese „rotierenden Fokalisierungen“ fördern Erlebnisse von „*vitaler Evidenz*“ (*idem* 2003a, 694f), verstanden als „leibliches Erleben, emotionales Erfahren, rationales Verstehen in zwischenmenschlicher Bezogenheit“ (*ibid.*). Sie haben ein hohes, veränderungswirksames Potential. Diese Fokalisierungen kommen auch in der Exploration von Situation und im Durcharbeiten von Therapiesequenzen zum Tragen. So lassen wir z.B. in der Kartierungsarbeit Charts der „Helfenden und fördernden Personen meines Lebens“ zeichnen, die dann ein „Ressourcenfeld“ darstellen, das man spezifisch mit emotionaler, kognitiver, volitionaler Fokussierung ausarbeiten kann. Man erinnert sich etwa einer vergessenen Patentante, reaktualisiert die damaligen positiven *Empfindungen* und

*Gefühle*, vertieft die *Gedanken* über das damalige Geschehen, erkennt die Bedeutung des damaligen Affiliationsverhältnisses und fasst den *Willensentschluss*, zu dieser Frau den „eingeschlafenen Kontakt“ wieder aufzunehmen, die nunmehr alte Patentante zu besuchen, um zu schauen, ob es eine gute Begegnung mit weiterführender Qualität gibt. Man denkt an einen lange verstorbenen Großvater, der immer „für das Kind da war“, und der im Rahmen einer „Hausaufgabe“ täglich in der Erinnerung „herbeigerufen“ wird, womit gute Atmosphären und Gefühle aktualisiert werden und in der Regel eine Menge „vergessener“ guter Szenen aufkommen, die ein heilsames und kräftigendes Potential haben. In derartiger Erinnerungs- und Imaginationsarbeit wird ersichtlich, welche Qualitäten in der mentalen und realen Familie förderlich waren und sind, welche fehlten, ggf. noch fehlen, und welche Aus- und Nachwirkungen solche Positiv-, Negativ- und Mangel Erfahrungen hatten oder noch haben. Damit kann auch erarbeitet werden, ob Defizite durch *neue* Beziehungen, nach denen man bewusst sucht – bei KollegInnen, FreundInnen, NachbarInnen, durch Netzwerkarbeit (*Hass, Petzold* 1999) – unterstützt durch die Therapie ausgeglichen werden sollen. Es kann auch durchaus gemeinsam „Erinnerungsarbeit“ gemacht werden, wie das beim Besuchen wichtiger Orte der Vergangenheit (das Elternhaus, das Elterngrab, die alte Schule etc.) ganz spontan geschieht. Es gibt Kulturen, in denen eine solche Erinnerungs- bzw. Gedächtnisarbeit eine große Rolle spielt, etwa die „Ahnensamstage“ im slawischen Raum (hier Allerseelen oder Totensonntag), die serbische „Slava“ als Familiengedenkfest (*Petzold* 1970 II; 1982f).

Arbeitet man mit der ganzen Familie, ist es wichtig, herauszufinden, ob alle ähnliche Defizite sehen und bereit sind, gemeinsam an ihrer Beseitigung zu arbeiten, um durch eine neue, gute Realität gelebter und erfahrener Positivbeziehungen die *mentale Virtualität* des Familienbildes anzureichern und damit zu verändern. In einer solchen Arbeit gilt ein für *jedes Handeln in Polyaden* – für jede Gruppen- und Teamarbeit – grundlegendes Prinzip: „*In der Gruppe (Familie) wacht jedes Mitglied über die Integrität und das Wohlergehen eines jeden, und sorgt sich die Gruppe insgesamt für die Einhaltung dieses Wertemaßstabs gegenüber jedem.*“ Ist dieses **Integritäts-Prinzip** – so zentral für die Integrative Therapie (*Sieper, Orth, Petzold* 2010) – gut *mental*, d.h. kognitiv, emotional und volitiv repräsentiert, dann ist eine gute Sicherung für das System und das Zusammenleben und die Zusammenarbeit in der jeweiligen Polyade geschaffen. Dafür muss man in der Initialphase der Familienarbeit Sorge tragen und auch darum, dass diese Maxime in den Alltag der Familie/Gruppe transportiert wird. Hinter einer solchen Haltung sollte natürlich eine **gesellschaftliche Wertschätzung** von „familialen Systemen“ in ihren verschiedenen Formen (auch den postfamilialen, Lesben-/Schwulenehen, Familien-WGs etc. *Beck-Gernsheim* 1994) stehen, deren „**normative Integrität**“ als Lebens-, Fürsorgegemeinschaft mit Nahraum- und Sicherungsqualität auch der gesellschaftlichen Unterstützung und rechtlichen Absicherung bedarf (wie z.B. durch die „eingetragenen Partnerschaften“ geschehen) und deren „**ethische Integrität**“ als Liebes- und Treuege-

meinschaften zwischen Menschen, die eine Herzensverbindung eingegangen sind und pflegen, gesellschaftlichen Respekt verdient.

Damit wird Familienarbeit auch in einen gesellschaftlichen und ethischen Rahmen eingebettet, der als *Metamentalisierung* in den Interventionen der TherapeutInnen präsent wird, und der Interventionen auf der Ebene konkreter Realität mit Interventionen auf der mentalen Ebene systematisch verbindet. Diese Position der Stützung „**familiärer Integrität**“ kann in vielen Kontexten greifen: in der *intergenerationalen* Familienarbeit zur Förderung **intergenerationaler Kompetenz und Performanz** (Petzold 1979k, 2004a), in der interkulturellen Netzwerkarbeit, zur Förderung von Integration zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen (Hass, Petzold 1999), in der familienorientierten Traumaaarbeit (Petzold, Josić, Erhardt 2003) etc. Im Folgenden werden zwei **Beispiele** gegeben.

### **8. 1 Vermisste Männer, verschollene Angehörige – Arbeit mit Frauen und Kindern von Vermissten im Jugoslawienkrieg**

Als Katastrophenhelfer beim Erdbeben in Skopje 1963 wurde ich als junger Student mit dem Thema der Vermissten unmittelbar konfrontiert. Neben praktischer Arbeit in den Trümmern half ich in einer Art „Notverwaltung“, bei der auch eine temporäre Meldestelle für Vermisste war. Menschen harreten dort Tage aus, kamen immer wieder – manche im Stundentakt mit der quälenden Frage: „Haben Sie schon etwas gehört?“ Die Ungewissheit in der akuten Situation war für die Betroffenen furchtbar. Ihre habituellen Bewältigungsmuster, ihre „*funktionellen Regulationsysteme*“ (sensu Anokhin und Lurija, vgl. 4.), waren offensichtlich zusammengebrochen, bzw. schwer dysreguliert. Hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung, einige mit eigenen schweren traumatischen Erfahrungen des Verschüttetseins, boten sie ein Bild des Jammers – über Tage. Meist kam dann die schreckliche Nachricht, oder die furchtbare Konfrontation der Identifizierung eines toten Angehörigen. Verzweiflung, Klage, Totenklage, Trauer (Petzold 1982f) brachen dann auf, aber es kam auch *Trost* (*idem* 2004l; *Varevics*, Petzold 2005), von der Umgebung durch Umstehende, durch uns, die HelferInnen, durch Nachbarn, durch die eigenen Angehörigen, die sich *wechselseitig trösteten*. Hier kamen offensichtlich „*emergency regulations*“ zum Tragen wie Trost, Beruhigung, Besänftigung, die Hyperstress herunterregulieren konnten und dazu beitrugen, die Entgleisung in eine dysfunktionale Traumaphysiologie (PTBS, Petzold, Wolf et al. 2000,2002) zu verhindern. Bei diesen „Notstrategien“ fiel mir das Phänomen „des Erzählens über den Toten“ auf: „Er war noch so jung. Er wollte noch studieren gehen .... Sie hatten gerade das Haus gebaut.“ An solche Aussagen schlossen sich oft eine kleine Erzählung an, *Narrationen* über den Menschen, den sie im Gedächtnis hatten und im Herzen trugen (Petzold 2003g), und der ihnen mit seinem schlimmen Schicksal – das ja auch das ihre war – „nicht aus dem Sinn“ ging. Dieser Mensch war „mental präsent“, limbisch-emotional und präfrontal-kognitiv – **leibhaftig** –, denn

seine schmerzliche „Anwesenheit im Verlust“ wurde mit jeder Faser des Leibes gespürt. Zurückgekehrt nach Paris kamen mir in der „inneren Verarbeitung“ des Erlebten (neben vielem anderen) die Vermisstenberichte des Roten Kreuzes nach dem Krieg in den Sinn, die ich als Kind aus dem alten Volksempfänger gehört hatte, mit den Erklärungen meiner Großmutter, die mir meine Fragen: „Was heißt vermisst? Was ist verschollen?“, zu beantworten suchte: „Wenn jemand verloren gegangen ist, im Krieg oder auf See, auf dem Meer, und man nicht weiß, was mit ihm ist, ob er tot ist, oder noch lebt – wie beim Onkel Theodor“ (der ältere Bruder meines Vaters, 1919 in den Revolutionswirren verschollen). Und dann wurde mir 1949 die Geschichte über Onkel Theodor erzählt – ein großer Kämpfer mit dem Säbel und im Kolo (eine russische Kampfkunst *Petzold, Bloem, Moget* 2004), von dem man „dreißig Jahre nichts mehr gehört hatte“. Seine Stimme war verhallt, verklungen, *verschollen* eben (von *verschallt*), aber die Erzählungen über ihn nicht – Familiengeschichten, die „im Kopf“ sind, jetzt in „meinem Kopf“ sind, so dass ich sie 90 Jahre nach seinem unbekanntem Verbleib niederschreiben kann.

Das war mein Hintergrund, als ich während des letzten Balkankrieges und danach in Projekten, deren Supervision und MitarbeiterInnenfortbildung seit 1995 in meinen Händen lag, u.a. in dem Belgrader Zentrum für Traumatherapie von ATIP<sup>45</sup> mit einem Projekt in Kontakt kam, das meine Kollegin *Zorica Josić* mit Frauen, Müttern und ihren Kindern begonnen hatte, deren Männer im Krieg vermisst bzw. verschollen waren. Im Unterschied zu einer allgemeinen Verschollenheit, hat die Kriegverschollenheit (anders als See-, Luft-, Katastrophenverschollenheit) den Kontext der Gewalt, des massenhaften Tötens, und deshalb ist die Todesannahme sehr naheliegend. (Die Verschollenheitsfrist für die Todeserklärung ist deshalb auch wesentlich kürzer, vgl. Verschollenheitsgesetz vom 15. 1. 1951). Im Unterschied zur Arbeit mit traumatisierten und belasteten Familien, die wir durchführten, war hier eine besondere Situation gegeben, die sich nach den ersten Gesprächen, die wir führten, zeigte. „**Families with important persons missing as a consequence of the war are incomplete systems, not only on the level of the actual family network, but also on the level of the mental representations.** That loss is leaving a cognitive and emotional gap and even influences the psychophysiological system of each family member (e.g. psychosomatic symptoms, sleep disorders, ruminations). The presence of the missing person in a person's mental system or even in a group's collective memory system – family memory – keeps it in a specific way activated. The system cannot consolidate, reorganize. The destabilization becomes a continuous condition, an ongoing state of arousal, as long as the uncertainty and insecurity concerning the missing person is persisting“ (*Petzold* 1999j, 8).

Die Ungewissheit hält die Hoffnung wach, die Sehnsucht bleibt schmerzlich lebendig. Die *mentalen Repräsentationen* gemeinsamen Lebens durchlaufen nicht die Pro-

<sup>45</sup> *Petzold, Josić* 1995; *Petzold, Wolf* et al. 2000; *Josić, Petzold* 2002b.

zesse der „Vergestrigung“, Ereignisse werden nicht Vergangenheit, sondern behalten eine „irreale Gegenwartsqualität“, die sich auch in psychophysiologischen Dysregulationen zeigt, weil die „kritischen Lebensereignisse“ und die Traumasituationen offensichtlich die „Regulationskompetenz und -performanz“ der Betroffenen überfordert hatten. Ziel therapeutischer Interventionen muss daher sein, diese wiederherzustellen.

*Milica* 28 J.<sup>46</sup>, ursprünglich aus bäuerlichem Milieu, zwei Kinder 3 und 5 Jahre, nimmt an dem Projekt teil. Sie lebt bei ihrer Schwiegermutter am Stadtrand in sehr beengten Verhältnissen. Ihr Mann ist mit zwei Kameraden bei einem Einsatz in feindlichem Gebiet verschollen. Das Schicksal dieser drei Soldaten ist gänzlich ungeklärt. *Milica* und ihre Schwiegermutter sind überzeugt, dass der Verschollene noch lebt. „Mir ist oft, als würde er jeden Moment durch die Tür kommen. Ich kann nur an ihn denken ... er kann sich wohl nicht melden ... die haben ihn verschleppt“. Das absorbiert ihre kognitive Aufmerksamkeit, die sie für andere Lebensaufgaben notwendig brauchen würde, denn sie muss für die Kinder und das Leben sorgen. Aber der Gedanke an ihren Mann bindet all ihre emotionale Kraft. Dieses Phänomen findet sich immer wieder in einer Weise, „dass die betroffenen Frauen oder Mütter, zuweilen die ganze Familie in der Vergangenheit eingefroren scheinen“ (*ibid.* 8). Sie bleiben in Bildern der Vergangenheit gefangen, fühlen sich auch – noch nach zwei oder drei Jahren verpflichtet, den Kindern und Enkeln gegenüber das „Bild des Vaters lebendig zu halten“. Zuweilen herrscht ein sozialer Druck von der Herkunftsfamilie des Mannes, von den Schwiegereltern, hier insbesondere der Mutter des Vermissten, die besonders hart an der Idee festhält, der Sohn könne noch leben. Zuweilen wird so über Jahre zu verhindern versucht, dass sich die Ehefrauen, auch wenn sie noch sehr jung sind, nicht für die Möglichkeit einer neuen Partnerschaft öffnen können, und Kinder/Enkel an eine fruchtlose Hoffnung fixiert bleiben, dass der Vater noch am Leben sei. Hier werden Mehrgenerationengespräche in den Familien notwendig, wo besonders die „Familie im Kopf“ Gegenstand der Bearbeitung sein muss. „Wir hatten uns das so schön vorgestellt, mit meinem Sohn seine Kinder, unsere Enkel groß werden zu sehen“, so die Schwiegermutter von *Milica*, die den Kindern beständig von ihrem Sohn erzählt, sein „Bild in ihren Köpfen“ verankert, wobei es für die Therapeuten schwierig ist, hier das „richtige Maß“ zu beurteilen oder gar zu steuern, weil funktionale Regulationsprozesse eben nicht nur physiologischer Natur sind, sondern in ihnen auch soziokulturelle Momente zum Tragen kommen.

Wenn für Frauen im Projekt sichere Bestätigungen des Todes möglich wurden, setzten bei ihnen intensive Trauerprozesse ein. „Knowing about the death of the beloved one gives the opportunity for mourning. Mourning is a chance to finish a situation, giving way for a new orientation towards life“ (*idem* 1998j). Die Trauerarbeit, die zuvor durch Hoffnung oder auch Verleugnung blockiert war, konnte dann durch Stütze und *Trostarbeit* (*idem* 2004l) begleitet werden.

Für die Arbeit mit diesen Teilfamilien von verschollenen Mitgliedern ergaben sich

<sup>46</sup> Der Name und die Daten wurden anonymisiert.

als Therapieziele die Unterstützung der Hoffnung – sofern es noch gewisse Realitätsmomente für ihre Begründetheit gab, um dann „gradually to support processes of giving up undue and unrealistic longing and futile hopes in order to realize a ‘goodbye situation’ and to open new horizons. The treatment is focusing on the adult member of the incomplete family, because the adults have a strong impact with their mentalization processes on the mental processes of their children” (*idem* 1999j, 8). Wenn es der Mutter gelingt, Abschied *zu nehmen* – und das ist ein „Nehmen“, Hineinnehmen in den seelischen Binnenraum integrierten Wissens, nicht ein Verlieren (*idem* 1982f) – kann die Fixierung an den Vermissten, Verschollenen zum „Gedenken“ an einen Verstorbenen, Gefallenen werden, wobei die erlebte Realitätsqualität der Erinnerungen eindeutig *mental* der Vergangenheit zugeordnet wird und nicht mehr die Sinnstrukturen vollzogener gegenwärtiger Lebensprozesse bestimmt. Durch das Abschied*nehmen* bleibt Betrautes in Gedanken präsent, ohne dass es dissoziiert werden muss, weil die Erinnerungen zu schmerzlich sind. Man kann die geliebten Verlorenen im „Sinn und im Herzen“ behalten (*Varevics, Petzold* 2005). Integrierte Vergangenheit „fühlt sich anders an“, wird anders erlebt als erlebte Gegenwart, bzw. als „noch gegenwärtig virulentes Vergangenes“.

“Oft denke ich, was ich für ihn vorbereiten muss, erledigen müsste, wie er seine Kinder vorfinden soll, wenn er zurückkommt – die Kleine kennt ihn ja nur noch aus meinen Erzählungen. Aber sie glaubt auch fest daran, dass der Papa wiederkommt” (so *Milica*).

Wo eine Mutter das schmerzliche Faktum der Unwiderruflichkeit des Verlustes nicht annehmen kann, haben auch die Kinder keine guten Chancen der Reorientierung. Solche Mütter können auch nicht in der erforderlichen Weise mitarbeiten, die geboten ist, wenn ein Kind gleichfalls traumatisiert ist (*Bräutigam, Märten, Petzold* 2000).

Durch eine vermisste Kernperson erleben alle Familienmitglieder reale Lücken. Eine „Präsenz“ fehlt. Aber auch im mentalen Bereich kommen Wirkungen für die Bewältigung des Alltagslebens zum Tragen. Es verlangsamt sich vieles. “Ich bekomme nichts getan, weil ich mit den Gedanken immer woanders bin, bei ihm. Alle Gedanken drehen sich um ihn” (*Milica*). Die Ruminationen (*Martin, Tesser* 1989, 1996, *Wyer* 1995), das Grübeln, die kreisenden Gedanken und die damit verbundenen „stabilisierten emotionalen Lagen“ der „belasteten Hoffnung“ hatten sich bei dieser jungen Frau „festgesetzt“ und konnten nicht losgelassen werden (*Tait, Silver* 1989). Sie sah das selbst, konnte aber, so ihre Aussage, diese Grübeleien nicht stoppen. Wir haben dann mit willentherapeutischen Maßnahmen (*Petzold, Sieper* 2003b, 2007) begonnen: Der Bekräftigung der *kognitiven* Einsicht, dass sie diese permanente Okkupiertheit abstellen, oder doch zumindest begrenzen müsse, die *emotionale* Gewissheit, dass ihr dieses Grübeln nicht „gut tue“, und dass sie das „wirklich abstellen *wolle*“. Als Hilfen wurden ihr dann angeboten, sich konkret mit anderem zu beschäftigen – mit

den Kindern, den anderen Frauen im Projekt –, oder bewusst und gezielt an anderes zu denken, z.B. mental das Gesicht ihrer Tochter *Zdenka* einzustellen. Das wurde zusammen mit der Therapeutin eingeübt, so dass *Milica* das Gesicht des 3-jährigen Töchterchens unmittelbar aufrufen konnte. Gerade für die zergrübelten Nachtstunden der Klientin war dies wichtig. Weiterhin wurde das Gesicht ihres eigenen Vaters (vor 11 Jahren „friedlich verstorben“), zu dem sie eine gute Beziehung hatte, als „Abrufbild“ eingestellt (mit dem Griff zu ihrem Kreuzanhänger, Geschenk des Vaters, suggestiv gestützt mit einer Technik ähnlich der Appellationshypnose, *Kleinsorge, Klumbies* 1959). Sie erhielt die Instruktion, von diesem Gesicht ausgehend, Szenen und Geschichten ihrer Kindheit zu imaginieren. Es wurde also auf eine „Hemmung“ (*Graue* 2004) der Ruminationen durch alternative Bilder hingearbeitet, eine Technik, die schon *Pierre Janet* (1919) praktiziert hatte. Natürlich war die Klientin eingebunden in die Maßnahmen des sozialtherapeutischen Rahmenprogrammes, ohne dass eine Arbeit mit solchen Betroffenen kaum möglich ist (*Petzold, Josić, Erhardt* 2003). „Beside professional help, self-help activities have to be created and implemented to provide mutual aid and to establish practical support systems for daily routine, and here again there is a difficult task to keep an adequate place for hoping and longing and to foster at the same time reorientation and after a due time the readiness to say goodbye – that final task that has to be accomplished. Such a delicate mission requires high skills of the accompanying psychotherapist and sociotherapist, for these families have a tendency to deny the reality of loss. There is even a risk of mutual reinforcement in denial in self-help projects, a risk which has to be countered by the work of therapists and counselors. For if these people permanently stay occupied with the ‘families in their heads’ there is not enough room for the real family that they have to care for” (*Petzold* 1999j, 9). Da oft in solchen Situationen noch andere im Krieg umgekommene nahe Menschen zu betrauern sind, kommt es dann – werden diese „sicher“ Verstorbenen Thema – zuweilen zu sehr heftigen Trauerreaktionen der „Untröstlichkeit“, und es kann zu Formen pathologischer Trauerverläufe kommen, zu „*complicated grief*“ (*Hawton* 2007; *Petzold* 2010c). Hier ist ein solides Wissen über Trauerprozesse und die empirische Trauerforschung (*Bonanno* 2009) – nicht zu reden von ethnischen Trauerkulturen – notwendig, um adäquat zu intervenieren.

In dem wechselseitige „Teilen von Leid“ kamen in dem Projekt immer wieder auch als Problem Einflüsse aus dem übergeordneten Kontext zum Tragen, die „kollektiven Repräsentationen“, die von den Medien transportiert wurden, Verschwörungstheorien, Europafeindlichkeit, eine defensive Grundhaltung, kollektive Verbitterung (*Petzold* 2002o). Dadurch wurde individuelles „*embitterment*“ noch bestärkt, das sich nicht nur als akute posttraumatische Reaktion zeigte (*Linden* 2003), sondern sich viel häufiger in unserer Gruppe durch die Monate vergeblichen Wartens als „emotionale Lage“ herausbildete. Oft kam auch ein gemeinsamer Zorn auf diesen Krieg bei den Frauen zum Ausdruck und wurde Thema der Gruppenarbeit, die deutlich machte, dass individuelle und kollektive *mentale Repräsentationen* sich wechselseitig

beeinflussen und alles andere sind, als bloße gemeinsame Kognitionen. Zwei besondere Ereignisse sorgten für große Irritation, als nämlich kurzzeitig aufeinander folgend Nachrichten von zwei Männern bekannt wurden, die sich in Westländer abgesetzt hatten und offenbar ihre Frauen und Kinder im Stich gelassen hatten, sich jeder Kontaktaufnahme entzogen. Die so betroffenen Frauen waren verzweifelt und zornig zugleich. Beide suchten professionellen Rat, in welcher Weise sie mit ihren Kindern umgehen sollten: was ihnen sagen, was nicht, welches Bild „in ihren Köpfen“ bewahren, welches zerstören? Das waren höchst prekäre Probleme, zu denen von den Betroffenen völlig unterschiedliche Lösungen gefunden wurden: radikale Wahrheit bei der einen den Kindern (9 und 11) gegenüber, und radikales Vertuschen bei der anderen, die ihren Kindern (4 und 6) dann vom „Tod“ des Vaters berichtete. Er war „für sie gestorben“, aber sie wollte den Kindern ein gutes Bild erhalten, „um der Kinder willen“.

## 8.2 Der „schiefe Turm fällt nicht“ – Mentale Aufbauarbeit und Willenstraining, Imaginationen und Arbeit mit „kreativen Medien“

In *integrativ-systemischer* Sicht verlassen uns die Familien, die ein jeder von uns „im Kopf hat“, d.h. die Menschen, die man „im Sinn hat und im Herzen trägt“, die „repräsentationalen Familien“, nie. Sie umgeben uns beständig in virtueller Weise und wirken auf uns – zumeist in stützender und schützender Weise, zuweilen auch mit negativen, ja höchst destruktiven Einflüssen. Aber wir haben Gestaltungsspielräume, durch unsere Möglichkeiten auf die „präfrontalen kognitiven Einschätzungen“ (*appraisal*) und die „limbischen emotionalen Bewertungen“ (*valuation*) unserer Repräsentationen einzuwirken, und unseren *Willen*, bei dem der cinguläre Gyrus eine wichtige Rolle spielt, einzusetzen und zu nutzen (*Petzold, Sieper 2008a*), welche mentalen Bilder wir in uns wirksam halten *wollen* und welche nicht. Dabei helfen uns die „rotierenden Fokalisierungen“ der „Integrativen Fokaltherapie“ (*Petzold 1993m/2003a*), in denen das leibliche Empfinden, das emotionale Erleben, die kognitiven Überlegungen, die volitionalen Strebungen ins Bewusstsein kommen. Wir haben dann Wahlmöglichkeiten, welchen Menschen unserer „**inneren Bevölkerung**“ wir welchen Stellenwert einräumen **wollen**, und welche Ressourcen wir aktivieren, oder welche Negativitäten wir hemmen **wollen**. Neben der gezielten Fokalarbeit an dysfunktionalen emotionalen Lagen (Depressivität, Mut- und Hoffnungslosigkeit, Ängstlichkeit, Selbstunsicherheit, Selbstzweifel oder Ärger, Negativität, Verbitterung) und der Förderung funktionaler Empfindungen, Gefühle und Stimmungen (*Petzold 1995g*) wie Vitalität, Frische, Heiterkeit, Selbstwertgefühl, Zuversicht durch Empowermentstrategien und damit verbunden der fokalisierenden Arbeit an destruktiven und konstruktiven Kognitionen, kommt immer auch die „therapeutische Willensarbeit“ in den Fokus (*Petzold, Sieper 2008c*). Hierzu das zweite **Beispiel**, weil dem Willenssthema in der Psychotherapie bislang nur wenig Beachtung geschenkt wurde, und die willenstherapeutische Arbeit der verschiedenen Therapie-

schulen nicht sonderlich prägnant entwickelt war und ist (Petzold, Sieper 2003a,b). Dabei darf nicht vergessen werden, dass auch bei einer Akzentuierung des Willens- oder des Emotionsthemas die jeweilig anderen Fokusse nicht ausgeblendet werden dürfen – etwa die Zielkognitionen, die bei Willensarbeit unverzichtbar sind, oder die motivierenden Emotionen, die zum Tragen kommen, wenn man etwas „von ganzem Herzen“ will. Nur mit „rotierender Fokalarbeit“, die alle Dimensionen des „**personalen Systems**“ in differentieller und integrativer Weise berücksichtigt, werden *Denken, Fühlen* und *Wollen* zu verändertem *Handeln* führen, mit dem Probleme und Störungen überwunden werden können, wie das nachstehende Beispiel verdeutlicht:

Immer wieder treffen wir auf Menschen, deren Familienmilieu äußert defizitär oder extrem negativ war. Manche wurden in schlechten Pflegefamilien und Waisenhäusern aufgezogen, von Onkeln und Tanten ungeliebt durchgefüttert. Ihre „Familie im Kopf“ ist höchst fragmentiert, chaotisch, oder sie ist überhaupt nicht greifbar. So ging es der Patientin, von der kurz berichtet wird.

Eine junge Frau, *Karin* [27 Jahre], mit einer schweren Persönlichkeitsstörung (BPS, schweren Depressionen, mehreren Suizidversuchen) kam nach einem erneuten Suizidversuch in die Therapie. Als Kind war sie mit zwei Jahren in ein Heim gekommen, weil die psychotische und süchtige Mutter sie so sehr vernachlässigt hatte, dass ein Krankenhausaufenthalt notwendig wurde. Nach mehreren Heimwechsellern konnte sie mit 17 Jahren eine Schneiderlehre beginnen und dann auch abschließen. Bei Ihrer Lehrherrin war sie gut aufgenommen. Der kleine Betrieb konnte sie aber nicht übernehmen. Jahre später wurde sie von der Lehrherrin angeschrieben, mit der Anfrage, wieder bei ihr zu arbeiten und mit der Aussicht, die Schneiderei in Zukunft zu übernehmen. *Karin* fand bei ihr dann einen guten Familienanschluss, erkrankte aber nach zwei Jahren mit einer schweren Depression, so dass sie ihre Arbeit nicht mehr machen konnte. Ihre „Wahlfamilie“ und auch ihre beiden Kolleginnen im Betrieb standen in dieser Zeit zu ihr. In Ihrer Therapie sagte sie dann einmal: „Ich fühle mich wie der *schiefe Turm von Pisa*, ich habe kein Fundament. Irgendwann werde ich umfallen, mein *Lebensturm* wird zusammenbrechen, und ich werde völlig zerstört sein, und das ist schon bald“. In der Exploration ihrer Familienbiographie und ihrer mentalen Repräsentation von Familie fand sich das oben geschilderte Bild der Leere und des Chaos und auch, dass die Familie ihrer ehemaligen Lehrherrin ihr *mental* kaum präsent war. Auch der Mann der Lehrherrin, Schlosser, hatte die Patientin gut angenommen, der eigene Sohn des Paares war nach Südafrika ausgewandert, das Paar war froh, *Karin* „gefunden“ zu haben). Indes der emotionale Bezug von *Karin* zu diesen „Wahlverwandten“ war flach. „Obgleich ich die Leute mag, kann ich sie nicht wirklich spüren“, so die Patientin. Immerhin kann sie kognitiv die Bedeutung dieser Menschen erkennen und auch eine kognitive Qualität des Mögens erfassen. Ein Fokus der Behandlung lag darauf, diese kognitive Basis um emotionale Qualitäten zu bereichern und diese Menschen, die sie ja „gewählt“ hatten, nicht nur kognitiv, sondern emotional „hineinzulassen“. Das bereitete ihr große Schwierigkeiten. „Ich habe dafür keinen Boden, keine Erfahrungen.“ – Die Patientin wurde angehalten, alles was sie mit dieser Familie und ihrer Lehrzeit erlebt hatte, täglich sich „bildhaft“ ins Gedächtnis zu rufen und zu den guten Erinnerungen in Gedanken, also mit einem kognitiven Fokus, auch laut zu sagen: „Das war **gut für**

**mich!**“, wobei sie sich bemühen sollte, das „**gut**“ anzuspüren, ihm eine e m o t i o n a l e Tönung zu geben. (Wir empfehlen dann oft, eine Freundlichkeitsmimik, ein Lächeln aufzusetzen, eine Haltung der Zuwendung einzunehmen, um durch „movement produced information“ die affektive Qualität zu intensivieren, vgl. *Petzold* 2002j, 2004l). – *Karin* wurde die therapeutische Logik dieser Praxis **psychoedukativ** erklärt: dass sich nämlich mit solchem Üben die Beziehungen verankern können. In einer Familiensitzung, geleitet vom Therapeuten und einer Kollegin, mit der Lehrherrin und ihrem Mann sagte diese dann, sie würde *Karin* gerne eine gute Ersatzmutter sein, worauf diese zu weinen anfang. Es wurde den Anwesenden der therapeutische Rat gegeben, immer wieder auch über Gefühle miteinander zu sprechen, denn diese müssten bei einer solchen Lebensgeschichte „zum Leben erweckt“ werden. Die leibliche Mutter von *Karin* war vor vielen Jahren schon gestorben, ohne dass es noch einmal zu einem Kontakt gekommen war. Der leibliche Vater war ohnehin unbekannt. Obgleich sich das Befinden in der dyadischen Therapie mit gelegentlichen Familiensitzungen und SRI-Medikation leicht stabilisierte, so dass *Karin* ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte, blieben die Fremdheits-, Leere-, Verwirrtheitsgefühle und die Zusammenbruchängste: „Mein Lebensturm wird umfallen!“. Es wurde beschlossen, mit der Metapher des „schiefen Turms“ mit kognitivem, emotionalem und volitivem Fokus zu arbeiten. Der Pisa-Turm fällt ja nicht um, weil man die Fundamente mit Stützmaterialien, Zementeinpressungen, Gegengewichten unterfangen hatte. In systematischer Erinnerungsarbeit – eine kognitive Strategie – wurden aus *Karins* Biographie die spärlichen Glücksmomente, gute Begegnungen etc. herausgeholt und in Imaginationsarbeit mental, d.h. kognitiv und emotional präsent gemacht, „hoch bewertet“ – Weniges ist kostbar! –, und in der Vorstellung als Ressourcen unter das Fundament ihres schiefen Lebensturms gepackt. In einer weiteren Phase der Therapie begannen wir, in der Imagination eine Familie zu „bauen“, wie sie sich die Patientin gewünscht hätte. Dabei wurde Trauerarbeit um die psychotische Mutter und Versöhnungsarbeit mit ihr geleistet (*Petzold* 1988n, 235). Die imaginäre Familie wurde von *Karin* in täglichen Visualisierungsübungen „stark gemacht“, so dass sie sich gegen den schiefen Lebensturm lehnen und ihn stützen konnten. Sie wurde dabei von ihrer Wahlfamilie, die wir in die Imaginationsarbeit einbezogen, unterstützt: „**Der schiefe Turm fällt nicht!**“ Das war die Devise. *Karin* hatte nun eine „Familie im Kopf“, die ihr mentale Unterstützung gab und auch die reale Wahlfamilie in ihren Innenraum einbezog sowie ihren Therapeuten und ihre Therapeutin. Die Imaginationsübungen, die immer kognitive, emotionale und volitive Momente umfassten, wurden von ihr auch nach Beendigung der Therapie fortgesetzt. Die Patientin war insgesamt stabiler, und das Zusammenleben der Wahlfamilie war für alle eine sehr befriedigende Erfahrung. Bei einem Katamesegespräch drei Jahre nach dem letzten Termin berichtete *Karin* von ihrer „Partnerschaft mit Zukunft“ und neuen Freuden: „Meine Familie ‚im Kopf‘ wächst!“ (Beispiel aus *Petzold, Orth* 2006).

Es wurde in die Behandlung von *Karin* auch die Arbeit mit „**kreativen Medien**“ – bildnerisches Gestalten mit Farben und Ton, Puppenarbeit etc. – einbezogen (vgl. die Abbildungen in *Petzold, Orth* 2006). Diese von uns in der Arbeit mit Familien inaugurierte Methodologie (*Petzold* 1965, 1969/1988n, 466), die so wichtig ist, um eine „lebendige Spielkultur“ in Familien zu entwickeln und zu pflegen und den kindlichen **Neugier-** und **Gestaltungs-Antrieben** (*Ramin, Petzold* 1987; *Petzold* 2010p, dieser Band) einen „potential space“ (*Winnicott*) zu bieten, war in *Karins* Geschichte

wesentlich, denn da gab kaum Spiel, keine Familie mit einer guten „**Spielkultur**“<sup>47</sup>. Diese ist aber zentral für eine gesunde Entwicklung (Frühmann 1991; Petzold 2003a, 842). Schon früh haben wir vertreten: „Kinder sind voller Kreativität – von den ersten Säuglingstagen an. Sie sind im Spiel mit ihren Müttern [caregivern] *co-créeateurs*. Sie werden geformt und formen sich mit und formen ihre Mütter und Väter. Sie werden in diesem Geflecht wechselseitiger Formungen zu Menschen ... Wo immer das kokreative Milieu unterbrochen wird, wo immer **kokreative Interkorporalität** verhindert wird, wo immer **zwischenleibliches**, schöpferisches Spiel fehlt, entsteht Krankheit, perpetuieren sich Krankheit und Leiden, wird Heilung ein aussichtsloses Unterfangen“ (Iljine, Petzold, Sieper 1967). Auf dem Boden dieser Erkenntnis wurde in der Behandlung auf gemeinsames Imaginieren und Gestalten im Sinne der Konzepte der „*shared attention*“ und der „*shared intentions and actions*“ Wert gelegt, und wir hatten der Wahlfamilie empfohlen, gemeinsames Spielen mit in den Freizeitbereich des Alltags zu integrieren, was erst zögerlich, nach dem ersten Versuch bei allen aber begeistert aufgenommen wurde. Derartige Aktivitäten tragen zum Zusammenwachsen von Familien entscheidend bei und fördern die Präsenz und Verankerung „benignen Atmosphären und Szenen“ mit Langzeitwirkung aller Beteiligten: „in ihren Köpfen, Herzen, im ganzen Leibe“.

## 9. Um abzuschließen: Meliorismusorientierung und Solidaritätsverpflichtung

Besonderes Gewicht hat im „**Integrativ-Systemischen Ansatz**“ der Integrativen Therapie unsere Praxis, PatientInnen als leidenden Mitmenschen zu helfen. Das macht das **Altruismusmoment** und die **Meliorismusorientierung** als Wertebasis dieses Ansatzes aus (vgl. Petzold 2009d), der die gesellschaftliche **Solidaritätsverpflichtung** ernst nimmt und darum bemüht ist, die auf dieser verfassungsrechtlichen Grundlage entwickelten öffentlichen Sicherungs- und Versorgungssysteme (z.B. Kranken-, Sozial-, Alters- und Pflegeversicherung) durch politische Wachsamkeit und gute professionelle Arbeit in einem guten Stand zu halten, Problemen entgegenzutreten und die Qualität der Hilfeleistung beständig zu optimieren (vgl. Petzold, Müller 2005). Nur im Engagement aller Bürger und im Commitment der professionellen Helfer, Menschen die Hilfe zu geben, auf die sie von Gesetzes wegen und in der Regel auf Grund ihrer geleisteten Versicherungsbeiträge als Kranke oder Hilfebedürftige Anspruch haben<sup>48</sup>, kann sich die gesellschaftliche **Solidaritätsverpflichtung**

<sup>47</sup> „Unter Spielkultur ist die spezifische Ausformung des natürlichen (bei Mensch und Tier vorfindlichen) Impulses zu spielerischer Aktivität in mikrogemeinschaftlichem (Familie, Nachbarschaft), meso- (Schicht) und makrogemeinschaftlichem Rahmen zu sehen, die Art und Weise, wie Alters-, Geschlechter-, Status-, Schichtdifferenzen, wie Leiblichkeit, Emotionalität, Intelligenz, Phantasie, Geschicklichkeit, Kommunikation, wie weiterhin Normen, Werte, Traditionen, Ideologien – etwa über Gewinnen und Verlieren – zusammenwirken. Die Synergie all dieser Faktoren macht die Charakteristik familiärer, schulischer, schichtenspezifischer Spielkultur aus. Ihre Beeinflussung und Veränderung im Sinne einer Bereicherung defizitärer oder Modifikation toxischer Spielkulturen durch therapeutische und agogische Maßnahmen muss als ein wichtiges Ziel von Kinder-, Familien- und Soziotherapie angesehen werden“ (Petzold 2003a).

<sup>48</sup> Sie sind „Leistungsberechtigte“, **keine Kunden** – dieser modische und in systemischen Kreisen beliebte Begriff ist

**tung** realisieren, und kann eine humane Qualität dieser Hilfeleistungen sowie insgesamt ein *konviviales Klima* (Orth 2002; Petzold 2009d) des gesellschaftlichen Lebens gewährleistet werden. Familienarbeit als Beratung und/oder Therapie hat das Ziel, Menschen zu helfen, beschädigte **Polyaden**, d.h. Familien-, Freundschafts-, Nachbarschaftsnetzwerke zu restituieren, gefährdete **Polyaden** „melioristisch“ zu sichern und ihre Qualität zu verbessern. Dazu müssen Menschen lernen, ihre Netzwerke, bzw. Konvois als „funktionelle Systeme“ zu verstehen und sorgsam zu behandeln (Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004). Sie müssen sich als Netzwerkmitglieder begreifen, die ihre Realbeziehungen pflegen und gute Freunde zu gewinnen suchen. Wir wollen sie in ihren Entscheidungen unterstützen, ihre Netzwerke zu stabilisieren, zu vergrößern und zu bereinigen, wo dies notwendig ist. Sie müssen entscheiden, welche Menschen sie in ihre soziale Netzwerke und ihre realen Konvois einladen, einbinden, damit sie nicht nur auf der Realitätsebene Hilfe, Stütze, Freude sind, sondern auch auf der repräsentationalen Ebene **interiorisiert** werden können (Vygotskij 1992). Sie werden dadurch bereichert, denn nach der schon erwähnten Auffassung der integrativen Persönlichkeitstheorie (Petzold 2001p) werden wir durch die in den Sozialisationsprozessen verinnerlichteten und „generalisierten Anderen“ (Mead 1934), die als „innere Beistände“ oder „innere Feinde“ fungieren können (Petzold 1985l), in unserem Selbsterleben und unserer Identität nachhaltig bestimmt, allerdings auch dadurch, dass diese Menschen unser „*social environment*“ (sozial, kulturell, ethnisch) darstellen, in das wir eingebettet sind. In diesem erscheinen sie uns als konkrete Realitäten, die wir kontextualisiert wahrnehmen, **Sinn generierend** mental verarbeiten (*processing*) und bewerten (*appraisal, valuation*), um sie **verleiblichend zu interiorisieren**, womit wiederum alle Dimensionen des Prozesses einbezogen sind. Die „reale Familie“ und die „Familie im Kopf“, der *Konvoi* real vorhandener und mental präsenter Menschen – Freunde, KollegInnen, Nachbarn – bilden, wenn es sich um positive Menschen handelt, die Grundlage gut fungierender, ressourcenreicher „funktioneller Systeme“ mit optimalen Regulationsprozessen und von intersubjektiver Tragfähigkeit. Deshalb gilt es, für das Miteinander solcher Menschen Sorge zu tragen, sich bewusst in den Kreis solcher Menschen zu begeben, sie „im Sinn und im Herzen“ zu haben, denn das begründet unsere Sicherheit, unser Glück, unser Sinnerleben in den realen Wirklichkeiten unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens.

---

rechtlich und soziologisch falsch (Petzold, Petzold, Rodriguez-Petzold 1996; Petzold, Petzold 1997). **Patienten** als Hilfebedürftige haben einen rechtlichen *Leistungsanspruch*, **Klienten** als Informations-, Rat-, Dienstleistungs-Suchende nicht, und deshalb sollte man hier terminologisch sorgfältig sein und diesen so wichtigen Rechtsstatus „Patient“ nicht unterminieren. Ein „differentieller Kundenbegriff“ tut hier Not (Petzold 2007a).

**Zusammenfassung: „Mentalisierung“ und die Arbeit mit der „Familie im Kopf“. „Integrativ-Systemische“ Entwicklungstherapie mit Familien – das „bio-psycho-sozial-ökologische“ Modell „Integrativer Humantherapie“**

Familien werden nicht nur als ein „äußeres“ soziales Netzwerk betrachtet, sondern auch als ein „inneres“ *repräsentationales System*, aufgebaut durch Interiorisierungen in „Zonen proximaler Entwicklung“ (*Vygotskij*), die zugleich auch „Zonen optimaler Proximität“ (*Petzold*) sind. Sie konstruieren durch das Interiorisieren und Verarbeiten komplexer Information – so verstehen wir **Mentalisierungen** in einer sozialkonstruktivistischen Sicht – „repräsentierte Realitäten“, die Menschen „im Kopf“ haben, und die die *funktionalen Regulationsysteme* des Individuums und seine Verhaltensperformanz nachhaltig beeinflussen: seine **biologische** Realität – erweitert um die **ökologische** und evolutionsbiologische Komponente; seine **psychologische** Realität – erweitert um das Mentale, (Sinn-, Werte-, Ästhetisches); seine **soziologische** Realität – erweitert um das Kulturelle und Ethnische. An diesen mental repräsentierten Realitäten mit ihren Werten, Kulturen des Denkens, Fühlens, Wollen, Handelns, Kommunizierens gilt es zu arbeiten, wenn man das Verhalten von Familien und von Einzelnen in ihren Familien, bzw. die Nachwirkungen von familialen Einflüssen auf den Einzelnen auch außerhalb der Familie verändern will. Der Integrative Ansatz solcher Arbeit wird vorgestellt.

**Schlüsselwörter:** Mentalisierung, mentale Repräsentationen der Familie, erweitertes biopsychosozialökologisches Modell, Netzwerk-/Familienarbeit, Integrativ-Systemische Entwicklungstherapie

**Summary: “Mentalisation” and Work with the “Family in Your Head” – “Integrative-Systemic” Developmental Therapy with Families in the biopsychosocioecological model” of Integrative Humane Therapy**

Families are not only seen as an „external“ social network-system, but also as an internal *representational system*, formed through interiorisations in „Zones of proximal Development“ (*Vygotskij*), which are at the same time „Zones of optimal Proximity “ (*Petzold*), too. They are constructing through interiorising and processing of complex information – this is how we understand **mentalisation**, a social constructivist view – represented realities that are on „peoples’ minds“ and are influencing the *functional regulatory systems* of the individual and his behavioural performance in a sustainable manner: its **biological** reality – extended by the **ecological** and evolutionary compound; its **psychological** reality – extended by the mental dimension (meaning, values, aesthetic qualities); its **sociological** reality – extended by the cultural and ethnic dimension. These mentally represented realities with the connected value systems, cultures of thinking, feeling, will, acting and communicating are targets of intervention to be focussed when behaviour of families and their members or the consequences of influences from the family on individuals in families or outside of them shall be changed. The integrative approach of this kind of work is presented.

**Keywords:** Mentalisation, mental representations of the family, extended biopsychosocioecological model, social network/family work, integrative-systemic developmental therapy

## Literatur

Die zitierten aber hier nicht aufgeführten Arbeiten von *Petzold* und MitarbeiterInnen finden sich in: *Petzold, H.G.* (2009, 2010): „Gesamtbibliographie *Hilarion G. Petzold* 1958 – 2009. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 1/2009 und 1/2010. Weitere Literatur beim Verfasser

- Airken, K.J., Trevarthen, C.* (1997): Self/Other organization in human psychological development. *Development and Psychopathology* 9, 653-677.
- Anokhin, P.K.* (1967): Das funktionelle System als Grundlage der physiologischen Architektur des Verhaltensaktes. Jena: Fischer.
- Antonovsky, A.* (1979): Health, stress, and coping: New perspectives on mental and physical well-being. San Francisco: Jossey-Bass.
- Assmann, J.* (1999). Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck.
- Bakhtin, M.M.* (1963<sup>2</sup>): *Problemy poetiki Dostoevskago*. Moscow: Sovetskaia Rossiia.
- Bakhtin, M.M.* (1981): Dialogical imagination, Austin Tx.: University of Texas Press.
- Bakhtin, M.M.* (2008): *Chronotopos*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bandura, A.* (1969): Social learning theory of identification processes, in: *D.A. Goslin*, Handbook of socialisation theory, Chicago: Rand McNally, pp. 213-263.
- Barrow, J.D., Tipler, F.J.* (1986): The anthropic cosmological principle, Oxford: Pergamon.
- Beck, U.* (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt: Suhrkamp.
- Berger, P.L., Luckmann, T.* (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt: Fischer.
- Berger, R.* (2006): Using contact with nature, creativity and rituals as a therapeutic medium with children with learning difficulties: a case study *Emotional and Behavioural Difficulties* 2, June, 135–146.
- Berger, R., McLeod, J.* (2006): Incorporating Nature into therapy: A framework for practice. *Journal of Systemic Therapies*, 2, 80–94.
- Berk, L.E., Winsler, A.* (1995): Scaffolding children's learning: Vygotsky and early childhood education. Washington, DC: National Association for the Education of Young Children.
- Bernštejn, N.A.* (1967): The co-ordination and regulation of movements. Oxford: Pergamon Press.
- Bernštejn, N.A.* (1975): *Bewegungsphysiologie*. Leipzig.
- Bernštejn, N.A.* (1988): *Biodynamik der Lokomotionen. Genese, Struktur, Veränderungen*. In: *L. Pickenhain, G. Schmabel* (1988) (eds.): *Bewegungsphysiologie von N.A. Bernstein*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth. 2. Auflage 21-66. Original 1940.
- Blakemore, S.-J., Frith, U.* (2006): *Wie wir lernen. Was die Hirnforschung darüber weiß*. München: DVA.
- Blonskij, P.P.* (1921/1922): *Die Arbeits-Schule*. Schriftenreihe für Theorie und Praxis der Einheits-Arbeits-Schule. I. u. II. Teil in 1 Bd. Berlin: Verlag Gesellschaft und Erziehung.
- Bodrova, E., Leong, D.J.* (1998): Scaffolding emergent writing in the zone of proximal development. *Literacy Teaching and Learning*, 2, 1-18.
- Bonanno, G.* (2009): *The Other Side of Sadness. What the New Science of Bereavement Tells Us About Life After Loss*. New York: Basic Books.
- Bottenberg, E.H.* (1991): Neuer Umgang mit Gefühlen. Ein anthropologisch-integrativer Ansatz der Psychologie: Originäres Gefühl, Affektozept, Meta-Emotion und Authentifizierung der Gefühle. *Integrative Therapie*, 17, 393-420.
- Bottenberg, E.H., Daßler, H.* (1997): *Wege in die Psychologie des Gefühls*. Regensburg.
- Bottenberg, E.H., Dassler, H.* (2002): *Einführung in die Emotionspsychologie*. Regensburg: Roderer
- Bourdieu, P.* (1997): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz: Konstanzener Universitätsverlag.
- Bourdieu, P.* (1998): *Gegenfeuer*, Konstanz: Konstanzener Universitätsverlag.

- Brandstädter, J. (1985): Personale Entwicklungskontrolle und regulatives Handeln: Überlegungen und Befunde zu einem vernachlässigten Forschungsthema. In: *Montada, L.* (1985) (Hrsg.): Bericht über die 7. Tagung Entwicklungspsychologie in Trier. Trier.
- Brandstädter, J. (1992): Personal control over development. Some developmental implications of self-efficacy. In: *Schwarzer, R.* (1992): *Self-efficacy: Thought control of action.* New York: Hemisphere, 127-145.
- Bräutigam, B., Märzens, M., Petzold, H.G. (2000): Leitgedanken für Eltern und Angehörige traumatisierter Kinder. In: *van der Kolk, B., McFarlane, A., Weisaeth, L.*: *Traumatic Stress.* Paderborn: Junfermann, 425-443.
- Brooks-Harris, J.E. (2008): *Integrative Multitheoretical Psychotherapy.* Boston: Houghton-Mifflin.
- Brown, S., Martinez, M. J., Hodges, D. A., Fox, P. T., Parsons, L. M. (2004). The song system of the human brain. *Cognitive Brain Research*, 20, 363 - 375.
- Brown, S., Martinez, M. J., Parsons, L. M. (2006a): The neural basis of human dance. *Cerebral Cortex*, 16, 1157 - 1167.
- Brown, S., Martinez, M. J., Parsons, L. M. (2006b): Music and language side by side in the brain: A PET study of generating melodies and sentences. *European Journal of Neuroscience*, 23, 2791-2803.
- Brühlmann-Jecklin, E., Petzold, H.G. (2004): Die Konzepte ‚social network‘ und ‚social world‘ und ihre Bedeutung für Theorie und Praxis der Supervision im Integrativen Modell. Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 5/2005 und in *Gestalt* 51(Schweiz), S. 37-49.
- Bruner, J.S. (1990): „Acts of meaning“. Cambridge: Harvard University Press.
- Buss, D. M. (2004): *Evolutionäre Psychologie.* München: Pearson Studium.
- Butterworth, G. E., Jarrett. N. L. M. (1991): What minds have in common is space: Spatial mechanisms serving joint visual attention in infancy. *British Journal of Developmental Psychology* 9, 55–72.
- Carroll, S.B. (2005): Endless forms most beautiful: The new science of evo devo and the making of the animal kingdom. New York: W. W. Norton.
- Chaiklin, S. (2003): The Zone of Proximal Development in Vygotsky’s Analysis of Learning and Instruction. In: *Kozulin, A., Gindis, B., Ageyev, V. & Miller, S.* (Eds.). *Vygotsky’s Educational Theory and Practice in Cultural Context.* Cambridge: Cambridge University, 39-64.
- Clark, A. (1997): *Being There. Putting Brain, Body, and World Together Again.* Cambridge MA: MIT Press.
- Clark, A. (1999): An Embodied Cognitive Science? *Trends in Cognitive Sciences* 3, 5-51.
- Clark, A. (2008): *Supersizing the Mind: Embodiment, Action, and Cognitive Extension.* Oxford: Oxford Univ. Press.
- Clark, A., Chalmers, D.J. (1998): The Extended Mind, *Analysis* 58, 10-23.
- Clinebell, H. (1996): *Ecotherapy: Healing Ourselves, Healing the Earth* Minneapolis, MN.: Fortress Press.
- Davydov, V.V. (1998): The concept of developmental teaching. *J. Russian and East European Psychology* 4, 11 - 101.
- Deichgräber, R. (2007): *Biotope für die Seele. Heilende Landschaft erleben:* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dunbar, R. (1998): *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand.* München.
- Edelman, G.M. (1987): *Neural Darwinism. The Theory of Neuronal Group Selection,* New York: Basic Books.
- Edelman, G.M. (1992): *Bright air, brilliant fire. On the matter of mind,* New York: Basic Books.
- Edelman, G.M., Tononi, G. (2001): *A Universe of Consciousness. How Matter becomes Imagination,* New York: Basic Books.
- Edelman, G.M. (2004): *Das Licht des Geistes. Wie Bewusstsein entsteht.* Düsseldorf: Walter.
- Elley C.R., Kerse N., Arroll B., Robinson E. (2003): Effectiveness of counselling patients on physical activity in general practice: Cluster randomised controlled trial. *British Medical Journal*, 326(7393),

793.

- Epston, D., White, M.* (1991): Experience, contradiction, narrative and imagination: Selected papers of David Epston and Michael White, 1989-1991. Adelaide: Dulwich Centre Publications.
- Fasel, I., De'ak, G. O., Triesch, J., Movellan, J.* (2002): Combining embodied models and empirical research for understanding the development of shared attention. In: Proceedings of the 2nd International Conference on Development and Learning, pp. 21–27.
- Febr, E.* (2005): Oxytocin increases Trust in Humans, *Nature* 435, 2 June 2005, 673-676.
- Fitch, W. T.* (2006): The biology and evolution of music: A comparative perspective. *Cognition*, 100, 173-215.
- Fitch, W. T.* (2010): The Evolution of Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- Flavell, J.H., Wellman, H.M.* (1977): Metamemory. In: *Kail, R.V., Hagen J.W.* (Hg.): Perspectives on the development of memory and cognition. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum, S. 3 - 33
- Flavell, J.H.:* (1979): Kognitive Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, F. Gergely, Jurist, E. L., Target, M.* (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
- Fonagy, Target, M.* (2006): Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, M.* (1985): Freiheit und Selbstsorge, Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, M.* (1986a): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3, Frankfurt: Suhrkamp.
- Freeman, J., Epston, D., Lobovits, D.* (2006): Ernsten Problemen spielerisch begegnen: Narrative Therapie mit Kindern und ihren Familien. Dortmund: Verlag Modernes Lernen.
- Freeman, J., Combs, G.* (1996): Narrative therapy: The social construction of preferred realities. New York: Norton.
- Freeman, W.J.* (1995): Societies of Brains. Mahwah NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Freeman, W.J.* (1999): How Brains Make Up Their Minds. London: Weidenfeld and Nicolson.
- Frühmann, R.* (1991): Spiele zwischen Eltern und Kindern die Bedeutung der Spielkultur in Familien. *Gestalt und Integration* 2, 29-41.
- Fromm, E.* (1971): Die Kunst des Liebens. Frankfurt: Fischer.
- Fürstenau, P.* (1992): Entwicklungsförderung durch Therapie. Grundlagen psychoanalytisch-systemischer Psychotherapie. München: Pfeiffer
- Gallagher, S.* (2000): Philosophical Conceptions of the Self. *Trends in Cognitive Sciences* 4 (1):14-21.
- Gallagher, S.* (2005): How the Body Shapes the Mind. Oxford: Clarendon Press.
- Gallese, V.* (2001): The 'shared manifold' hypothesis. *Journal of Consciousness Studies*, 8, 5-7, 33-50.
- Gallese, V.* (2003): The roots of empathy: the shared manifold hypothesis and the neural basis of intersubjectivity. *Psychopathology*, 36, 171-180.
- Gallese, V. et al.* (2004): A unifying view of the basis of social cognition. *Trends in Cognitive Sciences* 9, 398-403.
- Gallese, V.; Metzinger, T.* (2003): Motor ontology: the representational reality of goals, actions and selfs. *Philosophical Psychology*, 3, 355-388.
- Garai, L.* (1996): Vygotskian implications: On the meaning and its brain. Paper Presented at the International Conference dedicated to the 100th anniversary of Lev Vygotsky (The Cultural-Historical Approach: Progress in Human Sciences and education; Moscow, 21-24 October, 1996. <http://www.staff.u-szeged.hu/~garai/Vymplic.htm>.
- Garfield, S.L.* (1973): Basic ingredients or common factors in psychotherapy? *J. Consult. & Clinical Psychol.* 41, 9-12.
- Gasser, R.* (1997): Nietzsche und Freud. Berlin, New York: de Gruyter.
- Gibson, J.J.* (1977): The theory of Affordances. In: *R. E. Shaw and J. Bransford* (eds), Perceiving, Acting and Knowing - Toward an Ecological Psychology. Hillsdale N. J.: Lawrence Erlbaum Associatrs.
- Gibson, J.J.* (1979): The ecological approach to visual perception. Boston: Houghton Mifflin; dtsh. (1982): Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung. München: Urban & Schwarzen-

- berg.
- Gibson, J.J. (1982): The concept of affordance in development: The renaissance of functionalism. In: Collins, N.A. (1982): The concept of development. Hillsdale: Erlbaum.
- Goleman, D. (1996): Emotionale Intelligenz. München: Hanser-Verlag.
- Good, G.E., Beitman, B.D. (2006): Counseling and psychotherapy essentials: Integrating theories, skills, and practices. New York: W.W. Norton
- Goslin, D. (1969): Handbook of socialisation, theory and research, Chicago: Rand McNally.
- Gottman, J.M., Katz, L.F. & Hooven, C. (1997): Meta-emotion: How families communicate emotionally. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Grawe, K. (2004): Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Griffiths, P.E.; Stotz, K. (2000): How the mind grows: a developmental perspective on the biology of cognition, *Synthese*, 122, 29-51.
- Guntern, G. (1980): Die kopernikanische Revolution in der Psychotherapie: der Wandel vom psychoanalytischen zum systemischen Paradigma. *Familiendynamik* 5, 2-41.
- Hadot, I. (1969): Seneca und die griechisch-römische Tradition der Seelenleitung. Berlin: de Gruyter.
- Hadot, P. (1991): Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen der Antike. Berlin: Gatzka.
- Haken, H., Haken-Krell, M. (1997): Gehirn und Verhalten, Stuttgart: DVA.
- Haken, H., Kelso, J.A.S., Bunz, H. (1985): A theoretical model of phase transitions in human hand movements, *Biological Cybernetics* 51, 347-356.
- Hampton, R.R., Zivin, A. & Murray, E.A. (2004): Rhesus Monkeys (Macaca mulatta) Discriminate Between Knowing and Not Knowing and Collect Information As Needed Before Acting. *Animal Cognition* 7, 239-254.
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: Petzold, Märtens (1999a) 193-272.
- Haugeland, J. (1995): Mind embodied and embedded. In.: Y. Houng, J. Ho, Mind and Cognition. Taipei: Academia Sinica.
- Havighurst, R.J. (1948): Developmental tasks and education. New York: David McKay.
- Hawton, K. (2007): Complicated grief after bereavement. *British Medical Journal* 334, 962-963.
- Hellpach, W. (1950): Geopsyche: die Menschenseele unter dem Einfluss von Wetter und Klima, Boden und Landschaft, 6. überarb. Auflage Stuttgart: Enke.
- Hellbrück, J., Fischer, M. (1999): Umweltpsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe.
- Heuring, M., Petzold, H.G. (2003): Emotion, Kognition, Supervision „Emotionale Intelligenz“ (Goleman), „reflexive Sinnlichkeit“ (Dreizel), „sinnliche Reflexivität“ (Petzold) als Konstrukte für die Supervision. - Bei [www.fpi-publikationen.de/supervision](http://www.fpi-publikationen.de/supervision) - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 11/2005.
- Heuring, M., Petzold, H.G. (2004): Rollentheorien, Rollenkonflikte, Identität, Attributionen - Integrative und differentielle Perspektiven zur Bedeutung sozialpsychologischer Konzepte für die Praxis der Supervision Bei [www.fpi-publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikationen.de/materialien.htm) - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 1/2004.
- Höllrigl, W. (2008): Parentifizierung, Eltern-Kind-Interaktion, Intersubjektivität, Affiliärer Stress, Strategische Spezialisierung, Integrative Therapie. Bei [www.fpi-publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* 23/2008.
- Holton, D.C. (2006): Scaffolding and metacognition. *International Journal of Mathematical Education in Science and Technology*, 37, 127-143.
- Hüther, G., Resch, F. (2010): Neurobiologische Aspekte kindlicher Entwicklung. Zur Wirkung virtueller Welten; Metakompetenzen & „shared attention“. Vortrag anlässlich des 10. Symposium Welt der Kinder: „Kindheit und Gesellschaft - Kindheit und Trauma“, in Bregenz vom 21. - 23. Oktober 2010. Auditorium Netzwerk.
- Hüther, G. (2010a): „ADS ist Folge veränderter sozialer Erfahrungen in modernen Gesellschaften“,

- Psychologie Heute*, Januar 2010.
- Hurrelmann, K., Ulich, D. (1980): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., Ulich, D. (1991): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K. (1995): Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim: Beltz.
- Iljine, V.N., Petzold, H.G., Sieper, J., 1990. Kokreation – die leibliche Dimension des Schöpferischen – Aufzeichnungen aus gemeinsamen Gedankengängen [1967-1970]. In: *Petzold, Orth* (1990a), Bd. I, 203-212 und in : [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - Jg. 2009
- Insel, T.R. (1992): Oxytocin: A neuropeptide for affiliation. *Psychoneuroendocrinology* 17, 3-35.
- Janata, P., Grafton, S. T. (2003): Swinging in the brain: shared neural substrates for behaviors related to sequencing and music. *Nature Neuroscience* 6, 682 - 687
- Janet, P. (1889): L'automatisme psychologique. Paris: Alcan.
- Janet, P. (1919): Les médications psychologiques, 3 Bde. Paris: Alcan.
- Jantzen, W. (2001): Jeder Mensch kann lernen – Perpektiven einer kulturhistorischen (Behinderten) pädagogik. Neuwied / Berlin: Luchterhand.
- Jantzen, W. (2008): Kulturhistorische Psychologie heute. Berlin: Lehmanns Media.
- Josić, S., Petzold, H.G. (1995): Kriegstraumatisierung, posttraumatischer Streß - diagnostische und therapeutische Dimensionen, Zentrum für Kriegshilfe, Belgrad (serb.).
- Josić, Z., Petzold, H.G. (2000b): Traumatherapie. In: *Stumm, G., Pritz, A.*, Wörterbuch der Psychotherapie. Wien, Springer, 725-727.
- Kahn, R.L., Antonucci, T.C. (1980). Convoys over the life-course: Attachments, roles and social support, In *P.B. Baltes & O. Brim* (Hg.), Life-span development and behavior, Vol. 3 (253-286). New York: Academic Press.
- Kanfer, F.H. (1989): Basiskonzepte in der Verhaltenstherapie: Veränderungen während der letzten 30 Jahre. In: *I. Hand & H.U. Wittchen* (Hg.), Verhaltenstherapie in der Medizin, Berlin: Springer, 1-13.
- Kanfer, F. (1997): Wissenschaftliche Grundlagen der Psychotherapie: ... Argumente aus einer systemischen Perspektive. *Gestalt Theory*, 20, 131-142.
- Kanfer, F.H., Reinecker H. & Schmelzer D. (2006): Selbstmanagement-Therapie. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Kanfer, F.H., Schefft, B.K. (1988): Guiding the process of therapeutic change. Champaign (IL): Research Press.
- Kelso, J.A.S. (1995): Dynamic patterns. The self-organization of brain and behavior, Cambridge, MA: The MIT Press.
- Kelso, J.A., Clark, J.E. (1982): The development of movement control and coordination, Chichester: Wiley.
- Kleinsorge, H. Klumbies, G. (1959): Psychotherapie in Klinik und Praxis. München: Urban & Schwarzenburg.
- Kruse, L., Graumann, C.F., Lantermann, E.-D. (1990): Ökologische Psychologie - ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kull, K. (2001): Jakob von Uexküll: An introduction. *Semiotica* 1-59.
- Lamacz-Koetz, I. (2009): Neurobiologische Konzepte und ihre Bedeutung für die Integrative Therapie. *POLYLOGE* 6, 2009 <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/06-2009-lamacz-koetz>.
- Lamacz-Koetz, I.; Petzold, H. G. (2009): Nonverbale Kommunikation in der Supervision und ihre leibtheoretische Grundlage. Wenn Sprache nicht ausreicht - Eine explorative Studie. *POLYLOGE* 03/2009. <http://www.fpipublikation.de/supervision/alle-ausgaben/03-2009-lamacz-koetz-fell-petzold-nonverbale-kommunikation>
- Lambert, M.J., Ogles, B.M (2004): The Efficacy and effectiveness of psychotherapy. In: *Lambert, M.J. (ed.): Bergin/Leavens, D. A., & Racine, T. P.* (2009): Joint attention in apes and humans: Are humans unique? *Journal of Consciousness Studies*, 16, 240-267.

- Lantermann, E.-D. (2008): Umwelten in der Persönlichkeitspsychologie. In: E. – D. Lantermann, V. Linneweber (Hg.). Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Psychologie, C, IX. Göttingen: Hogrefe, 131 – 164.
- Lantermann, E.-D., Linneweber, V. (2008): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Psychologie, C, IX. Göttingen: Hogrefe.
- Laubichler, M.D. (2005): Das Forschungsprogramm der evolutionären Entwicklungsbiologie. In: Krohs, U., Toepfer, G.: Philosophie der Biologie. Frankfurt: Suhrkamp, 322-337.
- Laubichler, M.D. (2007): Does history recapitulate itself? Epistemological reflections on the origins of evolutionary developmental biology. In: Laubichler M.D., Maienschein J. (Hg.): From Embryology to Evo-Devo. Cambridge: Cambridge Univ. Press, 13-33.
- Leitner, A. (2010): Handbuch der Integrativen Therapie. Wien: Springer.
- Leitner, A., Petzold, H.G. (2009): Sigmund Freud heute. Der Vater der Psychoanalyse im Blick der Wissenschaft und der psychotherapeutischen Schulen. Wien: Edition Donau-Universität - Kramer Verlag Wien.
- Leitner, A., Sieper, J. (2008): Unterwegs zu einer integrativen Psychosomatik. Das bio-psycho-soziale Modell des Integrativen Ansatzes. *Integrative Therapie* 3, 199-242.
- Leontjew, A.N. (1980): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Königstein/Ts.: Athenäum (Orig.1959).
- Lewontin, R.G., Rose, S., Kamin, L.J. (1988): Die Gene sind es nicht, München: Psychologie Verlags Union.
- Linden, M. (2003): Posttraumatic Embitterment Disorder. *Psychotherapy and Psychosomatics* 72, 195-202.
- Linden, M., Schippan, B., Baumann, K., Spielberg, R. (2004): Die posttraumatische Verbitterungsstörung (PTED). Abgrenzung einer spezifischen Form der Anpassungsstörung, *Der Nervenarzt* 75, 51-57.
- Lotman, J. M. (1990a): Über die Semiosphäre. *Zeitschrift für Semiotik* 4, 287-305.
- Lotman, J.M. (1990b): The Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture. Bloomington: Indiana University Press.
- Ludewig, K. (1992): Systemische Therapie. Grundlagen zur klinischen Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta
- Luhmann, N. (1964): Funktion und Folgen formaler Organisation, Berlin: Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, N. (1968): Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen, Tübingen: Mohr.
- Luhmann, N. (1971): Sinn als Grundbegriff der Soziologie, in: Habermas, J., Luhmann, N., Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Was leistet die Systemforschung, Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1975): Soziologische Aufklärung 2. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1985): Die Autopoiesis des Bewußtseins, *Soziale Welt, Z. f. soziale Forschung und Praxis* 4, 402-446.
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1992): Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lurija, A. R.(1992): Das Gehirn in Aktion. Reinbek: Rowohlt.
- Mahler, R. (2009): Wissen und Mitwissen. Gewissen und Gewissensbildung im Horizont einer an der Gewissensfunktion orientierten Psychotherapie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mahn, H., John-Steiner, V. (2000): Developing the affective ZPD. Paper presented at the 3rd. Conference for socio-cultural research: Knowledge – Right to knowledge and modes of knowing; new conditions” Sao Paulo 16.-20. Juli 2000. <http://www.fae.unicamp.br/br2000/trabs/1410.doc>
- Mahn, H., John-Steiner, V. (2002): The gift of confidence: A Vygotskian view of emotions. In: Wells, G., Claxton, G.: Learning for life in the 21st Century. Sociocultural perspectives on the future of

- education. Cambridge, MA: Blackwell, S. 47-58.
- Marková, I.* (2003): *Dialogicality and Social Representations: The Dynamics of Mind*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Martin, L.L., Tesser, A.* (1989): Toward a motivational and structural theory of ruminative thought. In: *Uleman, J.S., Bargh, J.A.* (eds.): *Unintended thought*. New York: Guilford, 306-326.
- Martin, L.L., Tesser, A.* (1996): Some ruminative thoughts. In: *Wyer, R.S.* (ed.): *Ruminative thoughts*. Mahwah, NJ: Erlbaum. 1-47.
- Mayer, J.D., Salovey, P. & Caruso, D.R.* (2004): Emotional Intelligence: Theory, Findings and Implications, *Psychological Inquiry*, 15, 197-215.
- McLeod, J.* (1997): *Narrative and Psychotherapy*, London: Sage Publications.
- Merleau-Ponty, M.* (1945): *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard; dtsh. v. *Boehm, R.* (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Merleau-Ponty, M.* (1964): *Le visible et l'invisible*, Paris: Gallimard 1964; dtsh. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München 1986: Fink.
- Merleau-Ponty, M.* (1969): *La prose du monde*. Paris: Gallimard; dtsh. v. *Giuliani, R.* (1983): *Die Prosa der Welt*. München: Fink
- Merleau-Ponty, M.* (1986): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Merleau-Ponty, M.* (1995): *La Nature*. Paris: Seuil.
- Metzinger, T.* (2005): Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität. Eine Kurzdarstellung in sechs Schritten. URL: <<http://www.philosophie.uni-mainz.de/metzinger/publikationen>> (10.1.07) Mainz 2005.
- Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H.* (1995): *Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis*. Bd. I. Paderborn: Junfermann.
- Métraux, A., Waldenfels, B.* (1986): *Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken*, München: Fink.
- Mihailovic, A.* (1997): *Corporeal Words: Mikhail Bakhtin's Theology of Discourse*, Evanston: Northwestern University Press.
- Mithen, S.* (2005): *The Singing Neanderthals: The Origins of Music, Language, Mind, and Body*. London: Weidenfeld & Nicolson.
- Morris, D.* (1968): *Der nackte Affe*. München: Droemer Knauer.
- Morris, D.* (1968): *Der Menschen-Zoo*. 1969: München: Droemer Knauer.
- Moscovici, S.* (1976<sup>2</sup>): *La psychanalyse, son image et son public*. 1. Auflage 1961. Paris: Presses Universitaires de France.
- Moscovici, S.* (1990): Social psychology and developmental psychology: extending the conversation, in: *Duveen, G.*, *Social Representations and the development of knowledge*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 164-185.
- Moscovici, S.* (2001): *Social Representations. Explorations in Social Psychology*, New York: New York University Press.
- Moser, J., Petzold, H.G.* (2007): *Ethische Grundprinzipien und Implikationen für Supervision und Psychotherapie – Integrative Perspektiven*. Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 03/2007
- Müller, W.* (1975): *Être-au-monde. Grundlinien einer philosophischen Anthropologie bei Maurice Merleau-Ponty*, Bonn: Bouvier.
- Müller, L., Petzold, H.G.* (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen. *Integrative Therapie* 3-4, 396-438
- Müller-Jung, J.* (2010): Die Affenliebe gilt auch den Waisenkindern. FAZ 2. Februar 2010
- Nagai, Y., Hosoda, K., Asada, M.* (2003): Joint Attention Emerges through Bootstrap Learning. Proceedings of the 2003 IEEE/RSJ International Conference on Intelligent Robots and Systems, pp. 168-173.

- Nakamura, A. (2008): 'Forest therapy' taking root. Researchers find that a simple stroll among trees has real benefits *The Japan Times*, Friday, May 2, 2008; <http://search.japantimes.co.jp>.
- Nelson, K. (1994): Erinnern und Erzählen: eine Entwicklungsgeschichte, in: *Petzold* (1994j) 167-192.
- Nelson, K. (2010): *Young Minds in Social Worlds. Experience, Meaning, and Memory*. Boston: Harvard Univ. Press.
- Neuberger, K. (1992): Die Arbeit im Garten als Metapher und Ausschnitt der Wirklichkeit. Anregungen für die Gartenarbeit mit Patienten. *Praxis Ergotherapie*, 2, 88-93.
- Neuberger, K. (2004): Geschichte der Gartentherapie. In: *Callo, C., Hein, A., Plabl, C.*: Mensch und Garten. Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau. Norderstedt, 74-99.
- Neuenschwander, B. (2007): Säkulare Mystik. In: *Sieper, Orth, Schuch* (2007), 342-384.
- Neuenschwander, B. (2010): Säkulare Mystik im Herzen. In: *Petzold, Orth, Sieper* (2010).
- Noë, A. (2009): *Out of Our Heads. Why You Are Not Your Brain, and Other Lessons from the Biology of Consciousness*. London: Hill and Wang.
- Norcross, J.C., Goldfried, M.R. (2005, 2nd ed.): *Handbook of psychotherapy integration*. New York: Oxford
- Orth, I. (1993): Integration als persönliche Lebensaufgabe, in: *Petzold, Sieper* (1993a) 371-384.
- Orth, I. (2002): Weibliche Identität und Leiblichkeit – Prozesse „konvivaler“ Veränderung und Entwicklung – Überlegungen für die Praxis, *Integrative Therapie* 4, 303-324. erw. in *Petzold, Orth, Sieper* (2010).
- Orth, I. (2008): Leib, Sprache, Gedächtnis, Kontextualisierung. In: *Geht uns die Sprache verloren*, Hg., Deutsche Gesellschaft für Poesie- und Bibliothherapie, Düsseldorf: Setzkasten, S. 67-84.
- Orth, I., *Petzold, H.G.* (2004): Theoriearbeit, Praxeologie und „Therapeutische Grundregel“ Zum transversalen Theoriegebrauch, kreativen Medien und methodischer und „sinnlicher Reflexivität“ in der Integrativen Therapie mit suchtkranken Menschen. In: *Petzold, Schay, Ebert* (2004) 297-342 und in: *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2004.
- Orth, I., *Petzold, H.G.* (1995b): Gruppenprozeßanalyse - ein heuristisches Modell für Integrative Arbeit in und mit Gruppen. *Integrative Therapie* 2, 197-212.
- Orth I., *Petzold H.G.* (2008): Leib und Sprache. Über die Poiesis integrativer und kreativer Psychotherapie - Zur Heilkraft von „Poesietherapie“ und „kreativen Medien“. *Integrative Therapie* 1, 99-132.
- Osten, P. (2009): Evolution, Familie und Persönlichkeitsentwicklung. Integrative Perspektiven in der Ätiologie psychischer Störungen. Wien: Krammer
- Oyama, S. (2000, 2. erweiterte Auflage): *The Ontogeny of Information. Developmental Systems and Evolution*. Durham, N.C.: Duke University Press.
- Oyama, S. *Griffiths, P.E., Gray, R.D.* (2001): *Cycles of contingency. Developmental systems and evolution*. Cambridge/Mass.: Bradford/MIT-Press.
- Papoušek, H., *Papoušek, M.* (1982): Die Rolle der sozialen Interaktionen in der psychischen Entwicklung und Pathogenese von Entwicklungsstörungen im Säuglingsalter. In: *Nissen, G.* (Hg.), *Psychiatrie des Säuglings- und des frühen Kleinkindalters*. Bern: Huber, 69-74.
- Papoušek, H., *Papoušek, M.* (1987): Intuitive parenting: a dialectic counterpart to the infants integrative competence, in: *Osofsky, J.D.*, *Handbook of infant development*, New York: Wiley, 669-720.
- Papoušek, H., *Papoušek, M.* (1991): Frühe menschliche Kommunikation: Biologisches Erbe und Entwicklungspotential. In: *Viebrock, H., Holste, U.* (Hg.), *Therapie, Anspruch und Widerspruch*, Bremen: Bremische Evangelische Kirche, 70-83.
- Papoušek, H., *Papoušek, M.* (1992): Early integrative and communicative development: Pointers to humanity, in: *Emrich, H.M., Wiegand, M.* (eds.), *Integrative biological psychiatry*, Berlin: Springer, 45-60.
- Papoušek, M. (2007): „Augenblicke“ der Begegnung in den frühen Eltern-Kind-Beziehungen – Entwicklung, Störungen und frühe Hilfen. In: *J. Sieper et al.* (2007), 607-642.
- Paré, D. (1995): *Of Families and Other Cultures: The Shifting Paradigm of Family Therapy. Family*

- ly Process 1, 1-19.
- Petzold, H.G. (1968c): Überforderungserlebnis und nostalgische Reaktion als pädagogisches Problem an Auslandsschulen. *Der deutsche Lehrer im Ausland* 1, 2-9.
- Petzold, H.G. (1971c): Möglichkeiten der Psychotherapie bei drogenabhängigen Jugendlichen. In: G. Birdwood, Willige Opfer, Rosenheimer Verlag, Rosenheim, 212-245.
- Petzold, H.G. (1971f): Chemische Aversionskonditionierung, nondirektive Gruppenpsychotherapie, Gruppenhypnose, klassisches und tetradisches Psychodrama in der Behandlung von Alkoholikern, ein Methodenvergleich auf konvergente und divergente Konzepte. Referat auf dem VI. Int. Kongreß f. Psychodrama und Soziodrama, Amsterdam 22.-26. Aug.
- Petzold, H.G. (1972e): Komplexes Kreativitätstraining mit Vorschulkindern. *Schule und Psychologie* 3, 146-157.
- Petzold, H.G. (1973f): Gestalttherapie und direkte Kommunikation in der Arbeit mit Elterngruppen. In: Petzold (1973c) Kreativität & Konflikte. Psychologische Gruppenarbeit mit Erwachsenen, Paderborn: Junfermann, 271-289.
- Petzold, H.G., (1974j, 1979, 3. Auflage) (Hg.): Psychotherapie und Körperdynamik, Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1981e): Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit. In: C. Bachmann, Kritik der Gruppendynamik, Frankfurt: Fischer 1981, 214-299.
- Petzold, H.G. (1982): Methodenintegration in der Psychotherapie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1982f): Gestaltdrama, Totenklage und Trauerarbeit. In: Petzold, H.G., 1982a. Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, therapeutisches Theater, Stuttgart: Hippokrates, 335-368
- Petzold, H.G. (1982g): Theater - oder das Spiel des Lebens, Frankfurt: Verlag für Humanistische Psychologie, W. Flach.
- Petzold, H.G. (1984a): Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. Ein Handbuch. 2 Bde., Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1985l): Über innere Feinde und innere Beistände. In: Bach, G., Torbet, W., Ich liebe mich - ich hasse mich, Rowohlt, Reinbek, 11-15.
- Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosopische Überlegungen, Bd. II, 1 (1991a), 333-395/ (2003a), 299 - 340.
- Petzold, H.G. (1992e): Integrative Therapie in der Lebensspanne, Petzold, Integrative Therapie Bd. II, 2 (1992a). Paderborn: Junfermann, 649-788; 2. Auflage (2003a), 515 - 606.
- Petzold, H.G. (1992g): Das „neue« Integrationsparadigma in Psychotherapie und klinischer Psychologie und die „Schulen des Integrierens« in einer „pluralen therapeutischen Kultur«, Bd. II, 2 (1992a) 927-1040; (2003a) 701 - 1037.
- Petzold, H.G. (1993h): Grundorientierungen, Verfahren, Methoden - berufspolitische, konzeptuelle und praxeologische Anmerkungen zu Strukturfragen des psychotherapeutischen Feldes und psychotherapeutischer Verfahren aus integrativer Perspektive. *Integrative Therapie* 4, 341-379 und in: Hermer, M. (Hg.), Psychologische Beiträge, Pabst Science Publishers, Lengerich 1994, 248-285.
- Petzold, H.G. (1994a): Mehrperspektivität - ein Metakzept für die Modellpluralität, konnektivierende Theorienbildung für sozialinterventives Handeln in der Integrativen Supervision. *Gestalt und Integration* 2, 225-297 und in: Petzold (1998a) 97-174.
- Petzold, H.G. (1994g): Unterwegs zu einer allgemeinen Psychotherapiewissenschaft: „Integrative Therapie“ und ihre Heuristik der „14 healing factors“ - theoriegeschichtliche, persönliche und konzeptuelle Perspektiven und Materialien. Überarbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrages auf dem Symposium der Rheinischen Landeslinik in Düren, 10.09.1994. In: Weißig, N. (1995) (Hg.): Differenzierung und Integration. Köln: Kohelet Press, 6-83.
- Petzold, H.G. (1995a): Weggeleit und Schutzschild: Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologische Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: Metzmacher, Petzold, Zaepfel (1995) 169-280.

- Petzold, H.G. (1995b): Integrative Kindertherapie als sozialökologische Praxis beziehungsorientierter und netzwerkorientierter Entwicklungsförderung. In: *Metzmacher, Petzold, Zaepfel* (1996) 143-188.
- Petzold, H.G. (1995i): Integrative Eltern- und Familientherapie bzw. -beratung (IFT) - einige Kernkonzepte. In: *Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H.* (1996): Praxis der Integrativen Kindertherapie. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis. Bd. 2. Paderborn: Junfermann, 189-198.
- Petzold, H.G. (1998a, 2007, 2. erw. Auflage): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung. Modelle und Methoden reflexiver Praxis. Ein Handbuch. Band I. Paderborn: Junfermann. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Petzold, H.G. (1999j): Integrative Trauma Therapy with War Victims. Lecture at the Institute of Clinical Psychology. University of Belgrade. CD-Rom. Belgrade: ATIP.
- Petzold, H.G. (2001k): Sinnfindung über die Lebensspanne: Colligierte Gedanken über Sinn, Sinnlosigkeit, Abersinn – integrative und differentielle Perspektiven zu transversalem, *polylogischem* SINN. Düsseldorf/Hückeswagen, bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 03/2001. Auch in *Petzold, Orth* (2005a) 265-374.
- Petzold, H.G. (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2002.
- Petzold, H.G. (2002o): Vi ste defanzivni. *NIN-Weekly* 6.6.2002, 29-30 (serb).
- Petzold, H.G. (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold, H.G. (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographarbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (2004l): INTEGRATIVE TRAUMATHERAPIE UND „TROSTARBEIT“ – ein nicht-exponierender, leibtherapeutischer und lebenssinnorientierter Ansatz risikobewusster Behandlung. Bei: [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLyLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 03/2004. Gekürzt in: *Rommel, A., Kernberg, O., Vollmoeller, W., Strauß, B.* (2006): Handbuch Körper und Persönlichkeit: Entwicklungspsychologie, Neurobiologie und Therapie von Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart/New York: Schattauer. 427-475.
- Petzold, H.G. (2005m): Materialien zur Geschichte der Körperpsychotherapie. *Integrative Bewegungstherapie* 1, 28-42.
- Petzold, H.G. (2005t): Homo migrans. Der „bewegte Mensch“ – Frauen und Männer in Bewegung durch die Zeit. Transversale Überlegungen zur Anthropologie aus der Sicht Integrativer Therapie. Hommage an Simone de Beauvoir. [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 05/2005; auch in: *Willke, E.* (2006): Forum Tanztherapie. Sonderausgabe Jubiläumskongress. Pullheim: Deutsche Gesellschaft für Tanztherapie. 33-116.
- Petzold, H.G. (2006j): Evolutionspsychologie und Menschenbilder – Neue Perspektiven für die Psychotherapie und eine Ökopsychosomatik, *Integrative Therapie* 1 (2006) 7-23.
- Petzold, H.G. (2006p): Ökosophie, Ökophilie, Ökopsychosomatik Materialien zu ökologischem Stress- und Heilungspotential Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 16/2006. und *Integrative Therapie* 1 (2006) 62-99.
- Petzold, H.G. (2006q): „The Family Academy“ - Ein Europa-Zentrum für die Zukunft der Familie: Innovative Familienbildung, intergenerationale Familienarbeit, europäischer Wissenstransfer, Beratung, Weiterbildung, Forschung. Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit. Hückeswagen: EAG.

- Petzold, H.G. (2006t): „Jugendliche auf den Weg bringen“. Biopsychosoziale, entwicklungspsychologische und evolutionspsychologische Konzepte für „Integrative sozialpädagogische Modelleinrichtungen“. In: Festschrift zum 10-jährigen Bestehen der sozialpädagogischen Jugendeinrichtung von „Liewenshaff“. Merscheid, Luxemburg.
- Petzold, H.G. (2007q): Positionen im „Polylog“. Persönliche Standpunkte zu Fragen der Entwicklung im Felde der Psychotherapie und zum Integrativen Ansatz der Humantherapie. Ein annotiertes Interview (überarbeitet und erweitert von Petzold 2003o), in: Sieper et al. (2007) 154-215.
- Petzold, H.G. (2008b): „Mentalisierung“ an den Schnittflächen von Leiblichkeit, Gehirn, Sozialität: **„Biopsychosoziale Kulturprozesse“**. Geschichtsbewusste Reflexionsarbeit zu „dunklen Zeiten“ und zu „proaktivem Friedensstreben“ – ein Essay. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit – Jg. 2008. Und in: Thema. Pro Senectute Österreich, Wien/Graz, **Geschichtsbewusstsein und Friedensarbeit** – eine intergenerationale Aufgabe. Festschrift für Prof. Dr. Erika Horn S. 54 – 200.
- Petzold, H.G. (2008i): Hochaltrigkeit als Aufgabe bio-psychozialer Betreuung. Festvortrag zur Ehrung: „Prof. Dr. Erika Horn 90 Jahre“ auf der Tagung „Hochaltrigkeit als gesellschaftliche Herausforderung“. Aula der Karl-Franzens-Universität Graz. 28. Juni 2008. Tagungsbericht. Erw. in Petzold, H. G., Horn, E., Müller, L. (2010) Hochaltrigkeit. Wiesbaden: VS Verlag
- Petzold, H.G. (2008m): Evolutionäres Denken und Entwicklungsdynamiken der Psychotherapie – Integrative Beiträge durch inter- und transtheoretisches Konzeptualisieren. *Integrative Therapie* 4, 353-396.
- Petzold, H.G. (2009d): „Macht“, „Supervisorenmacht“ und „potentialorientiertes Engagement“. Überlegungen zu vermiedenen Themen im Feld der Supervision und Therapie verbunden mit einem Plädoyer für eine Kultur „transversaler und säkular-melioristischer Verantwortung“. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - Jg. 2009. Auch gekürzt in Haessig, H., Transversale MACHT in der Supervision – integrative und differentielle Perspektiven: Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - *Supervision: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift* - 10, 2008.
- Petzold, H.G. (2009f): „Gewissensarbeit und Psychotherapie“. Perspektiven der Integrativen Therapie zu „kritischem Bewusstsein“, „komplexer Achtsamkeit“ und „melioristischer Praxis“. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - Jg. 2009; erw. in: Petzold, Orth, Sieper (2010).
- Petzold, H.G. (2010b): Gesundheit, Frische, Leistungsfähigkeit – Potentialentwicklung in der Lebensspanne durch „Integratives Gesundheitscoaching“. In: Ostermann, D., Gesundheitscoaching. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-26 und POLYLOGE 11/2010.
- Petzold, H.G. (2010c): Trauer, Complicated Grief, Trost, Trostarbeit – integrative Perspektiven. *Zeitschrift für Integrative Gestaltpädagogik und Seelsorge* 1, 20-28.
- Petzold, H.G. (2010f): Sprache, Gemeinschaft, Leiblichkeit und Therapie“. Materialien zu polylogischen Reflexionen, intertextuellen Collagierungen und melioristischer Kulturarbeit – Hermeneutica. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 7/2010.
- Petzold, H. G. (2010o, Hrsg.): Henri Dunant – Altruismus und Friedenliebe. Schwerpunktthema 4, *Integrative Therapie*.
- Petzold, H.G. (2011b): „Identität“ und Identitätsarbeit in Psychotherapie und Humanwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag (in Vorber.).
- Petzold, H.G., Bloem, J., Moget, P. (2004): Budokünste als „Weg“ und therapeutisches Mittel in der körper- und bewegungsorientierten Psychotherapie, Gesundheitsförderung und Persönlichkeitsentwicklung – transversale und integrative Perspektiven. *Integrative Therapie* 1-2, 24-100.
- Petzold, H.G., Hass, W., Märten, M., Steffan, A. (2000): Wirksamkeit Integrativer Therapie in der Praxis - Ergebnisse einer Evaluationsstudie im ambulanten Setting. *Integrative Therapie* 2/3, 277-355.

- Petzold, H.G., Horn, E., Müller, L. (2010): HOCHALTRIGKEIT – Herausforderung für persönliche Lebensführung und biopsychosoziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Petzold, H.G., Josić, Z., Erhardt, J. (2006): Integrative Familientherapie als „Netzwerkintervention“ bei Traumabelastungen und Suchtproblemen. Erw. von dies. 2003. In: *Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W.* (2006): Integrative Suchtarbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 119-157.
- Petzold, H.G., Josić, Z. (2007): Integrative Traumatherapie – ein leibtherapeutischer Ansatz nicht-exponierender Therapie Bei [www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 1/2007.
- Petzold, H.G., Kirchmann, E., (1990): Selbstdarstellungen mit Ton in der Integrativen Kindertherapie. In: *Petzold, Orth* (1990a) II, 933-974.
- Petzold, H.G., Märzens, M. (Hg.) (1999a): **Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis.** Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.
- Petzold, H.G., Müller, L. (2004a): Biographiarbeit mit alten Menschen – Erarbeiten und Teilen biographischer Erfahrung. In: *Petzold, H.G.* (2004a): Mit alten Menschen arbeiten. Erweiterte und überarbeitete Neuauflage von 1985a in zwei Bänden. Bd. I: Konzepte und Methoden sozialgerontologischer Praxis. München: Pfeiffer, Klett-Cotta. S. 249-262.
- Petzold, H.G., Müller, L. (2004c): Integrative Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie – Protektive Faktoren und Resilienzen in der diagnostischen und therapeutischen Praxis. *Psychotherapie Forum* 4, 185-196.
- Petzold, H.G., Orth, I., (1985a): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten, Paderborn: Junfermann. Neuauflage: Bielefeld: Edition Sirius beim Aisthesis Verlag 2005;
- Petzold, H.G., Orth, I. (1988b): „Grünkraft und Licht“: Wald, Wiesen, Wasser, Luft und Wolken als Heilfaktoren einer „Ökopsychosomatik“. Arbeitstreffen „Die Landschaft am Beversee als heilsame Erfahrung“, 28. 5. 1988. Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1990a/2007): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde., Junfermann, Paderborn: Bielefeld: Aisthesis 2007.
- Petzold, H.G., Orth, I. (2005a): Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie. 2 Bände. Bielefeld: Edition Sirius beim Aisthesis Verlag.
- Petzold, H.G., Orth, I. (2006): Der „Schiefe Turm“ fällt nicht – Salutogenetische Arbeit mit Neuromentalierungen und kreativen Medien in der Integrativen Therapie. Hückeswagen: Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit. Erw. in *Petzold, Sieper* (2008a) 593-653.
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J. (2009): Psychotherapie und „spirituelle Interventionen“? – Differentielle Antworten aus integrativer Sicht für eine moderne psychotherapeutische Praxeologie auf „zivilgesellschaftlichem“ und „emergent-materialistisch monistischem“ Boden *Integrative Therapie* 1, 87-122.
- Petzold, H.G., Orth, I. Sieper, J. (2010): Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges Leben - Themen und Werte moderner Psychotherapie. Wien: Krammer.
- Petzold, H.G., Orth-Petzold, S. (2009): Probleme des Freudschen Paradigmas – „kritische Diskurse“ mit der Psychoanalyse und ihrem Begründer als Aufgabe moderner „Kulturarbeit“ – Überlegungen aus Integrativer Perspektive. In: *Petzold, Leitner* (2009)261-308.
- Petzold, H.G., Pongratz, L., (1984): Wege zum Menschen. Ein Projekt vergleichender Psychotherapie. Dokumentation über führende Psychotherapeuten und ihre Arbeit. Universität Würzburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, Beversee.
- Petzold, H.G., Ramin, G. (1987): Schulen der Kindertherapie, Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (1993a): Integration und Kreation, 2 Bde., Paderborn: Junfermann, 2. Auflage 1996.
- Petzold, H.G., Wolff, U., Landgrebe, B., Josić, Z., Steffan, A. (2000): Integrative Traumatherapie – Modelle und Konzepte für die Behandlung von Patienten mit „posttraumatischer Belastungsstörung“.

- In: *van der Kolk, B., McFarlane, A., Weisaeth, L.*: Traumatic Stress. Erweiterte deutsche Ausgabe. Paderborn: Junfermann, 445-579.
- Premack, D., Woodruff, G.* (1978): Does the chimpanzee have a theory of mind? *Behavioral & Brain Sciences* 1, 515-526.
- Pretty J., Peacock, J., Hine, R., Sellens, M., South, N., Griffin, M.* (2005): Green exercise in the UK Countryside: effects on health and psychological well-being, *International Journal of Environmental Health Research* 15, 19-337.
- Prochaska, J.O., DiClemente, C.C.* (2005): The transtheoretical approach. In: *J.C. Norcross & M.R. Goldfried* (2005) 147-171).
- Reddemann, L.* (2005, 3. Auflage): Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie, PITT - Das Manual, Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart.
- Richir, M.* (1986): Der Sinn der Phänomenologie in „Das Sichtbare und das Unsichtbare“. In: *Métraux, Waldenfels* (1986), 86-110.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V.* (2001): Neurophysiological mechanisms underlying the understanding and imitation of action, *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Rober, P.* (2005a): Family Therapy as a Dialogue of Living Persons: A Perspective inspired by Bakhtin, Voloshinov and Shotter, *Journal of Marital & Family Therapy* 4, 385-397.
- Rober, P.* (2005b): The Therapist's Self in Dialogical Family Therapy: Some Ideas About Not-Knowing and the Therapist's Inner Conversation. *Family Process*, 4, 477-495.
- Rogoff B., Wertsch J.V.* (1984): Children learning in the zone of proximal development. San Francisco: Jossey Bass.
- Rosenzweig, S.* (1936): Some implicate common factors in diverse methods of psychotherapy, *Am. J. Orthopsychiatry* 6, 412-415.
- Rudinger, G.* (1986): Intellectual development in a longitudinal perspective, in: *Munnichs, J.M.A., Mussen, P., Olbrich, E.* (eds.) Life span and change in a gerontological perspective, New York: Academic Press.
- Roszak, T.* (1993): The voice of the Earth: An exploration of ecopsychology. New York: Touchstone.
- Roszak, T., Gomes, M.E., Kanner A.D.* (1995): Ecopsychology, restoring the earth healing the mind. San Francisco: Sierra Club Books.
- Rudrauf, D.* et al. (2003): From autopoiesis to neurophenomenology: Francisco Varela's exploration of the biophysics of being. *Biological Research*, 36, 21-59.
- Rutter, M., Hay, D.F.* (1994): Development Through Life. A handbook for clinicians, London: Blackwell Science.
- Sampson, E.E.* (1993): Celebrating the other. A dialogic account of the human nature. New York: Harvester-Wheatsheaf.
- Saup, W.* (1993): Alter und Umwelt - Eine Einführung in die ökologische Gerontologie, Stuttgart: Kohlhammer.
- Schlippe, A. v.* (1984): Familientherapie im Überblick. Paderborn: Junfermann, 12. Aufl. 2010.
- Schmitz, H.* (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie, Bonn: Bouvier.
- Schneider, K.* (1983): Familientherapie in der Sicht psychotherapeutischer Schulen. Paderborn: Junfermann.
- Schneider, K, Satir, V.* (1983): Die Grenze der Gegenwärtigkeit. Ein Gespräch. In: *Schneider* (1983).
- Schorn, A.* (1996): Scham und Öffentlichkeit. Genese und Dynamik von Scham- und Identitätskonflikten in der Kulturarbeit. Regensburg 1996.
- Schroots, J.F.J.* (1993): Aging, health and competence. The first generation of longitudinal research, Elsevier, Amsterdam.
- Schwartz, R.C.* (1995): Internal Systems Family Therapy, New York: Guilford Press.
- Schwartz, R.C. Junek, T.* (2008): Systemische Therapie mit der inneren Familie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schwarzer, R.* (2004): Psychologie des Gesundheitsverhaltens. Eine Einführung in die Gesundheitspsychologie. 3. Aufl., Göttingen: Hogrefe.

- Sennett, R. (1987): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Fischer, Frankfurt/M. 1987; orig. The fall of public man, Alfred Knopf, New York 1974.
- Shazer, S. de (2006): Das Spiel mit Unterschieden. Wie therapeutische Lösungen lösen. Heidelberg: Carl Auer.
- Sieper, J. (2006): „Transversale Integration“: Ein Kernkonzept der Integrativen Therapie - Einladung zu ko-respondierendem Diskurs. *Integrative Therapie*, Vol. 32, No. 3/4 (2006), 393-467 und erg. in: *Sieper, Orth, Schuch* (2007), 393-467.
- Sieper, J. (2007b): Integrative Therapie als „Life Span Developmental Therapy“ und „klinische Entwicklungspsychologie der Bezogenheit“ mit Säuglingen, Kindern, Adoleszenten, Erwachsenen und alten Menschen, *Gestalt & Integration*, Teil I 60, 14-21, Teil II 61 (2008) 11-21.
- Sieper, J., Orth, I., Petzold, H.G. (2010): Warum die „Sorge um Integrität“ uns in der Integrativen Therapie wichtig ist – Überlegungen zu Humanität, Menschenwürde und Tugend in der Psychotherapie. In: *Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.* (2010): *Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges Leben - Themen und Werte moderner Psychotherapie*. Wien: Krammer.
- Sieper, J., Orth, I., Schuch, H.W. (2007) (Hg.): *Neue Wege Integrativer Therapie*. Klinische Wissenschaft, Humantherapie, Kulturarbeit – Polyloge – 40 Jahre Integrative Therapie, 25 Jahre EAG - Festschrift für Hilarion G. Petzold. Bielefeld: Edition Sirius, Aisthesis Verlag.
- Smagorinsky, P. (2007): Vygotsky and the social dynamic of classrooms. *English Journal*, 2, 61-66.
- Stamenov, M.I., Gallese, V. (2002): Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. Amsterdam John Benjamins Publishing Co.
- Spitzer, M. (2003): Musik im Kopf. Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk, Stuttgart: Schattauer.
- Steffan, A. (2002): Integrative Therapie in der Praxis. Ergebnisse einer Psychotherapie-Evaluation im ambulanten Setting, Berlin: Logos.
- Steffan, A., Petzold, H.G. (2001b): Das Verhältnis von Theorie, Forschung und Qualitätsentwicklung in der Integrativen Therapie.(Charta-Colloquium IV). *Integrative Therapie* 1, 63-104 und in: *Leitner, A.* (2001): *Strukturen der Psychotherapie*. Wien: Krammer Verlag, 447-491.
- Stotz, K. (2005): With “genes” like that, who needs an environment? Postgenomics argument for the “ontogeny of information”. In: *Philosophy of Science*, 37 (2005) URL: [http://representinggenes.org/pdfs/Stotz\\_PSA\\_04.pdf](http://representinggenes.org/pdfs/Stotz_PSA_04.pdf) (03.05.07)
- Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P., Stephenson, G.M. (1992): *Sozialpsychologie*, Heidelberg: Springer, 3. Aufl. 2003.
- Swineburn B.A., Walter L.G., Arroll B., Tilyard M.W., & Russell D.G. (1998): The green prescription study: A randomized controlled trial of written exercise advice provided by general practitioners. *American Journal of Public Health*, 2, 288-291.
- Tait, R., Silver, R.C. (1989): Coming to terms with major negative life events. In: *Uleman, J.S., Bargh, J.A.* (eds.): *Unintended thought*. New York: Guilford, 351-382.
- Taminiaux, J. (1986): Maurice Merleau-Ponty – Auf dem Weg von der Dialektik zur Hyperdialektik, in: *Métraux, Waldenfels* (1986) 64-85.
- Tesser, A. (ed.) (1995): *Advanced social psychology*. New York, London: McGraw Hill.
- Thatcher, R.W. (1996): Neuroimaging of cyclic cortical reorganization during human development. In: *Thatcher, R.W.* et al. (Eds.): *Developmental neuroimaging: mapping the development of brain and behavior*. New York: Academic Press, 92-106.
- Thelen, E., Smith, L.B. (1994): *A dynamic systems approach to the development of cognition and action*, Cambridge: MIT Press.
- Tomasello, M. (2003): *Constructing a Language: A Usage-Based Theory of Language Acquisition*, Boston: Harvard University Press.
- Tomasello, M. (2008): *Origins of Human Communication*. Boston: MIT Press; dtsh. (2009): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2009): *Why we cooperate*. Cambridge, Ma.: MIT-Press; dtsh. (2010): *Warum wir kooperieren*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Trevarthen, C. (1998): The concept and foundation of infant intersubjectivity. In: *Bråten, S.*, Intersubjective communication and emotion in early ontogeny. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Trevarthen, C. (2001): Intrinsic motives for companionship in understanding: their origin, development, and significance for mental health. *Infant Mental Health Journal*, 22, 1-2, 95-131.
- Tronik, E.Z. (1998): Dyadically expanded states of consciousness and the process of therapeutic change. *Infant Mental Health Journal* 3, 290-299.
- Tronik, E.Z. (2007): The Neurobehavioral and socio-emotional development of infants and children. New York: Norton.
- Turkle, S., Papert, S. (1992): Epistemological Pluralism and the Revaluation of the Concrete. *Journal of Mathematical Behavior* 1, 3-33;
- Turvey, M.T., Shaw, R. (1977): The Primacy of Perceiving: An Ecological Reformulation of Perception for Understanding Memory. In: *Lars-Göran Nielsson*, Perspectives on Memory Research. Essays in Honour of Uppsala University's 500th Anniversary, Uppsala Univ. Press, pp. 205—206.
- Uexküll, *Gudrun von*: Jakob von Uexküll, seine Welt und seine Umwelt - eine Biographie. Hamburg: Wegner.
- Uexküll, J.J. von (1909): Umwelt und Innenwelt der Tiere. Berlin: J. Springer
- Uexküll, J.J. von (1928): Theoretische Biologie. 2. gänzl. neu bearb. Auflage Berlin: J. Springer.
- Ukhtomskij, A.A. (2004): Die Dominante als Arbeitsprinzip der Nervenzentren. *Mitteilungen der Lurija Gesellschaft* 11, 1-2, 25-38.
- Unger, G.F. (2009): Der Squawmann. Western-Bestseller, Bd. 1900. Bergisch-Gladbach: Bastei, Lübbe.
- Van der Veer, R., Valsiner, J. (1994): Understanding Vygotsky. A quest for Synthesis. Cambridge. Mass.: Cambridge Univ. Press.
- Varela, F., Thompson, E., Rosch, E. (1991): The Embodied Mind. Cambridge, MA: MIT Press.
- Varevics, P., Petzold, H.G. (2005): Leben und Tod, Altern und Sterben, Leid, Trost, Sinn - Hilfen für therapeutische, beraterische und supervisorische Suchbewegungen in der Lebensspanne. *Integrative Therapie* 1-2, 129-161.
- Verhulst, F. (2004): Kann dissoziales Verhalten vorhergesagt werden? Eine Untersuchung an Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen über einen Zeitraum von 14. Jahren. In: *Streek-Fischer, A.* (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, 208-224.
- Vilenkin, A. (2006): Many Worlds in One: The Search for Other Universes. London: Hill and Wang
- Vollmer, S. (1975): Evolutionäre Erkenntnistheorie. Stuttgart: Hirzel.
- Vygotskij, L.S. (1972): Denken und Sprechen. Frankfurt: Fischer; jetzt Neuauflage nach dem vollständigen Original von 1993 bei Beltz, Weinheim 2002.
- Vygotskij, L.S. (1978): Mind in society (ed. by *Cole M., John-Steiner, V., Scribner, S., Souberman, E.*). Cambridge: MA: Havard University Press.
- Vygotskij, L.S. (1985): Ausgewählte Schriften. Bd. I. Köln: Pahl-Rugenstein. Nachdr. Berlin: Lehmanns-Media 2003.
- Vygotskij, L.S. (1987): Ausgewählte Schriften. Bd. II. Köln: Pahl-Rugenstein. Nachdr. Berlin: Lehmanns-Media 2003.
- Vygotskij, L.S. (1987a): Das Problem der Alterstufen, in *idem* (1987), 53-90.
- Vygotskij, L.S. (1992): Geschichte der höheren psychischen Funktionen (Orig.1932), Münster: Lit Verlag.
- Vygotskij, L.S. (1994): The problem of the environment. In: *van der Veer, Valsiner* (1994), 338-354.
- Vygotskij, L.S. (1996): Die Lehre von den Emotionen. Münster: Lit.
- Vygotskij, L.S. (1997): The history of the development of higher mental functions. In: *R.R. Rieber* (Hg.): *Vygotskij, L.S.*: The collected Works. Vol. 4. New York: Plenum, 1-251.
- Vygotskij, L.S. (2001): Das Problem des geistigen Zurückbleibens. In: *Jantzen* (2001)135-163.
- Vygotskij, L.S. (2004): Das Problem der dominanten Reaktionen, *Mitteilungen der Luria-Gesellschaft*, 1-2, 39-61.

- Vygotskij, L.S., Lurija, A.R. (1930): Этюды по истории поведения (Обезьяна. Примитив. Ребёнок) Moskau/ Leningrad. Übers. Lurija, A.R., Vygotskij, L.S. (1992): Ape, Primitive Man and Child. Essays in the History of Behavior. Hemel Hempstead: Harvester Wheatsheaf.
- Waldenfels, B. (1976): Die Verschränkung von innen und außen im Verhalten, Phänomenologische Forschungen II, Freiburg: Alber.
- Walker, M.A., Cirkovic, M.M. (2006). Anthropoc Reasoning, Naturalism and the Contemporary Design Argument. *International Studies in the Philosophy of Science* 20, 285–307.
- Wallon, H. (1984). The Emotions. In: Voyat, G.: The world of Henry Wallon. London: Jason Aronson, 147-164.
- Wallon, H. (1993): Les orgines du caractère chez l'enfant. 3. Aufl. Paris: Quadrige/PUF
- Wampold, B.E. (2001): The great psychotherapy debate: Models, methods, and findings. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum
- Ward, P.D., Brownlee, D. (2000): Rare Earth: Why Complex Life is Uncommon in the Universe. New York: Springer.
- Welsch, W. (1996): Vernunft, Frankfurt: Suhrkamp.
- White, M. (2006): Narrative practice with families and children: Externalising conversations revisited. In. M. White, M. (2007): Maps of narrative practice. New York: W.W. Norton.
- White, M., Epston, D. (1990): Narrative means to therapeutic ends. New York: W. W. Norton.
- White, A. Morgan (2006): Narrative therapy with children and their families, Adelaide, South Australia: Dulwich Centre Publications, 1-56.
- Winnicott, D.W. (1953): Transitional objects and transitional phenomena: a study of first not-me possession, *International Journal Psycho-Analysis* 3, 89-97; dtsh. Übergangsobjekte und Übergangspänomene, *Psyche* 23 (1969), 666-682.
- Winnicott, D.W. (1965): The maturational process and the facilitating environment: studies in the theory of emotional development, Hogarth Press, London, 1965, 1972; dtsh. Reifungsprozeß und fördernde Umwelt, Kindler, München 1974.
- Woodward; A.L., Needham, A. (2008): Learning and the Infant Mind. Oxford: Oxford University Press.
- Wyer, R.S. (ed.) (1996): Ruminative thoughts. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Xu, J., Gannon, P.J., Emmorey, K., Smith, J.F., Braun, A.R. (2009): Symbolic gestures and spoken language areprocessed by a common neural system. *Psychological and Cognitive Neurosciences*; www.pnas.org/cgi/doi/10.1073/pnas.0909197106 PNAS Early Edition / 1 of 6

**Korrespondenzadresse:**

Univ.-Prof. Dr.mult. Hilarion G.Petzold

Achenbachstraße 40  
40237 Düsseldorf  
Deutschland

